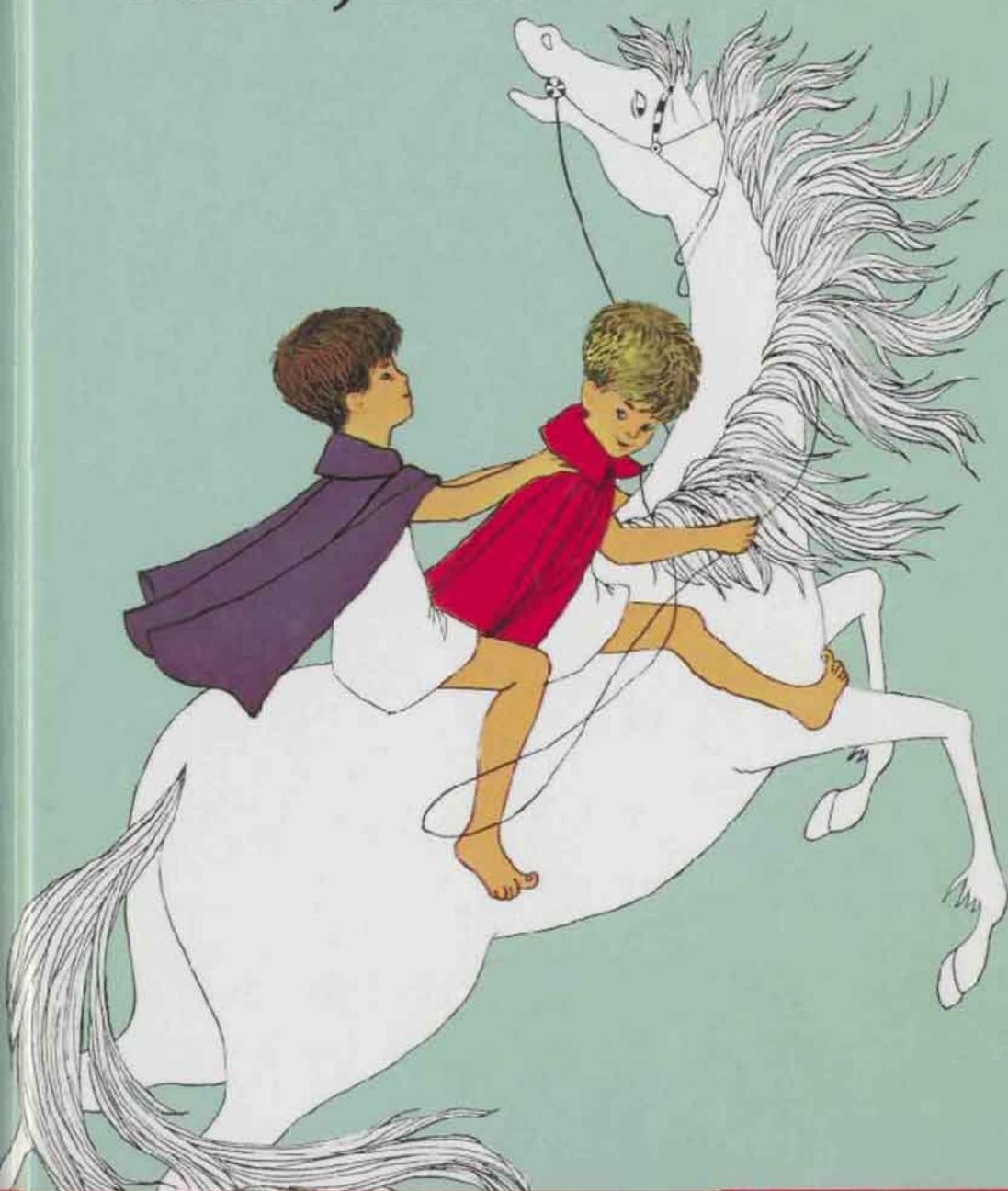


Astrid Lindgren

Mio, mein Mio



Oetinger
AUSLESE

Deutscher
Jugendliteratur
Preis
Kinderbuch/Prämie



Astrid Lindgren

Mio, mein Mio

Oetinger AUSLESE

Herausgegeben von Sybil Gräfin Schönfeldt

© *Verlag Friedrich Oetinger, Hamburg Alle Rechte für
die deutschsprachige Ausgabe vorbehalten*

© *Astrid Lindgren, Stockholm 1954*

Die schwedische Originalausgabe erschien bei

Raben & Sjögren Bokförlag, Stockholm

unter dem Titel »Mio, min Mio«

Deutsch von Karl Kurt Peters

Einbandgestaltung: Manfred Limmroth

Titelbild und Illustrationen: Hon Wikland

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 1995

ISBN 3-7891-1554-1

Astrid Lindgren, »die bekannteste Kinderbuchautorin der Welt« (DIE ZEIT), hat mehr als sechzig Bilder-, Kinder- und Jugendbücher geschrieben, die in über dreißig Sprachen übersetzt wurden. Als Tochter einer südschwedischen Bauernfamilie 1907 in Smaland geboren, verlebte Astrid Lindgren eine außerordentlich glückliche Kindheit voller Freiheit und Geborgenheit, die sich in vielen ihrer Bücher widerspiegelt. Sie erhielt zahlreiche Preise und internationale Auszeichnungen, u. a. die Große Goldmedaille der Schwedischen Akademie für Literatur, die Hans-Christian-Andersen-Medaille, den Schwedischen Staatspreis für Literatur und den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Ihr Buch »Mio, mein Mio« wurde 1956 im Rahmen des Deutschen Jugendliteraturpreises mit einer Prämie ausgezeichnet.

»Astrid Lindgrens Märchen ›Mio, mein Mio‹ ist ein kleines literarisches Kunstwerk und wird wohl nicht nur von Kindern mit Spannung und echtem Mitgefühl gelesen werden. Die Sehnsucht nach dem nie gekannten Vater und der toten Mutter läßt einen kleinen Stockholmer Waisenjungen in das ›Land der Ferne‹ kommen. Dort

findet er seinen Vater, den König des Landes. Aus dem kleinen Bo wird Prinz Mio, der zusammen mit seinem Freund das Reich des Vaters von dem bösen Herrscher des »Landes Außerhalb befreit, damit Menschen und Land erlöst werden und aus der heillosen Welt eine Welt der Ordnung entsteht.«

Stuttgarter Zeitung

Inhalt

Er reist durch Tag und Nacht	6
Im Rosengarten	19
Miramis	31
Kümmern sich die Sterne darum, wenn man für sie Musik macht ?	42
Der Brunnen, der am Abend raunt	51
Es war einmal ein Königssohn, der ritt auf einem weißen Pferd im Mondschein	65
Die verzauberten Vögel	83
Im Toten Wald	95
Die tiefste Höhle im schwärzesten Berg	111
Eine Klaue aus Eisen	127
Ein gefährlicheres Schwert sah ich nie in meiner Burg	142
Mio, mein Mio	163
Nachwort	183

Er reist durch Tag und Nacht

Hat jemand im vorigen Jahr am fünfzehnten Oktober Radio gehört? Hat jemand gehört, daß man nach einem verschwundenen Jungen forschte? So etwa sagten sie:

»Die Polizei in Stockholm sucht den neunjährigen Bo Vilhelm Olsson, der seit vorgestern abend 18 Uhr aus der Wohnung Upplandsgatan 13 verschwunden ist. Bo Vilhelm Olsson hat helles Haar und blaue Augen und war mit kurzen braunen Hosen, einem grauen Pullover und einer kleinen roten Mütze bekleidet. Mitteilungen über den Verschwundenen nimmt jede Polizeidienststelle entgegen.«

Ja, so sagten sie. Aber es kamen niemals irgendwelche Mitteilungen über Bo Vilhelm Olsson. Er war fort. Niemand erfuhr jemals, wo er geblieben ist. Keiner weiß es. Außer mir. Denn ich – ich bin Bo Vilhelm Olsson. Ich wünschte nur, daß ich zumindest Benka alles erzählen könnte. Mit Benka habe ich immer gespielt. Benka wohnt auch in der Upplandsgatan. Eigentlich heißt er Bengt, aber alle nennen ihn Benka. Und zu mir sagt natürlich niemand Bo Vilhelm. Sie sagen einfach Bosse. Ich

meine, sie *sagten* Bosse. Jetzt, da ich verschwunden bin, können sie gar nichts mehr sagen. Nur Tante Edla und Onkel Sixten sagten Bo Vilhelm zu mir. Ja, eigentlich sagte Onkel Sixten gar nichts. Er sprach fast nie mit mir.

Ich war Pflegekind bei Tante Edla und Onkel Sixten. Ich kam zu ihnen, als ich ein Jahr alt war. Vorher wohnte ich in einem Kinderheim. Von dort hat mich Tante Edla geholt. Sie wollte zwar lieber ein Mädchen haben, aber es war keines da. Deshalb nahm sie mich. Dabei mögen Onkel Sixten und Tante Edla Jungen nicht leiden. Schon gar nicht, wenn sie acht, neun Jahre alt werden. Sie fanden, ich brächte zuviel Unruhe ins Haus und ich trüge zuviel Schmutz hinein, wenn ich draußen im Tegnerpark gespielt hatte, ich schmissee meine Kleider herum, und ich redete und lachte zu laut. Tante Edla sagte immer, der Tag, an dem ich ins Haus gekommen bin, sei ein Unglückstag gewesen. Onkel Sixten sagte nichts. Doch, manchmal sagte er: »Du da, scher dich weg, damit ich dich nicht zu sehen brauche.«

Meistens war ich bei Benka. Sein Vater sprach immer viel mit ihm, und er half ihm Modellflugzeuge bauen und machte Striche an der Küchentür, um zu sehen, wie

Benka größer wurde, und all so etwas. Benka durfte lachen und sprechen und seine Kleider herumliegen lassen, soviel er wollte. Sein Vater hatte ihn trotzdem lieb. Und alle Jungen durften zu Benka nach Hause kommen und spielen. Zu mir durfte keiner kommen. Tante Edla sagte: »Hier wird nicht geschrien und getobt.« Und so dachte auch Onkel Sixten. »Der eine Lämmel, den wir haben, reicht uns«, sagte er.

Wenn ich in meinem Bett lag, wünschte ich mir manchmal, Benkas Vater wäre auch mein Vater. Und dann grübelte ich, wer wohl mein richtiger Vater sein mochte und warum ich nicht bei ihm und bei meiner richtigen Mutter sein durfte, sondern zuerst in einem Kinderheim und danach bei Tante Edla und Onkel Sixten sein mußte. Tante Edla hatte mir gesagt, meine Mutter sei gestorben, als ich geboren wurde. Wer mein Vater sei, das wisse niemand. Aber man könne sich ja leicht ausrechnen, was das für ein Lump sei. Ich haßte Tante Edla, weil sie so von meinem Vater sprach. Vielleicht stimmte es, daß meine Mutter starb, als ich geboren wurde. Aber mein Vater war kein Lump, das *wußte* ich. Und manchmal lag ich da und weinte nach ihm. Ein

Mensch war gut zu mir, das war Tante Lundin im Obstgeschäft. Hin und wieder schenkte sie mir Leckereien und Obst. Jetzt, hinterher, grüble ich, wer Tante Lundin eigentlich ist. Denn es war ja bei ihr, wo es anfang, damals im vorigen Jahr an dem Tag im Oktober. An diesem Tag hatte Tante Edla schon ein paarmal zu mir gesagt, es sei ein Unglück, daß ich ins Haus gekommen sei. Abends dann, kurz vor sechs Uhr, sagte sie zu mir, ich solle zur Bäckerei in der Drottninggatan laufen und ihr eine Tüte Zwieback holen, den sie so besonders gern mochte. Ich setzte meine rote Mütze auf und ging.

Als ich am Obstladen vorbeikam, stand Tante Lundin in der Tür. Sie faßte mich beim Kinn und sah mich lange, lange ganz seltsam an. Endlich sagte sie: »Willst du einen Apfel haben?« »Ja, bitte«, sagte ich.

Und sie gab mir einen schönen roten Apfel, der wunderbar aussah. Dann sagte sie:

»Willst du eine Karte für mich in den Briefkasten werfen?«

»Ja, gern«, sagte ich. Da schrieb sie einige Zeilen auf eine Karte und gab sie mir.

»Leb wohl, Bo Vilhelm Olsson«, sagte Tante Lundin.
»Leb wohl, leb wohl, Bo Vilhelm Olsson.« Es klang so merkwürdig. Sonst sagte sie doch immer nur Bosse. Ich rannte zum Briefkasten einige Straßen weiter. Gerade als ich die Karte in den Schlitz werfen wollte, sah ich, daß es um sie her leuchtete und strahlte wie von Feuer. Ja, die Buchstaben, die Tante Lundin geschrieben hatte, leuchteten wie Flammenschrift. Ich konnte es nicht lassen, ich mußte sie lesen. Und das stand auf der Karte:

An den

KÖNIG

LAND DER FERNE

*Er ist auf dem Weg, er, den Du so lange gesucht hast.
Er reist durch Tag und Nacht, und er hält in seiner Hand
das Zeichen, den goldenen Apfel.*

Ich begriff kein Wort. Aber mich überlief ein eigenartiges Frösteln. Ich beeilte mich, die Karte in den Briefkasten zu werfen.

Wer war es, der durch Tag und Nacht reiste? Und wer trug in seiner Hand einen goldenen Apfel? Da fiel mein Blick auf den Apfel, den ich von Tante Lundin bekommen hatte. Der Apfel war aus Gold. *Er war aus*

Gold, sage ich. Ich hielt in meiner Hand einen goldenen Apfel.

Beinah hätte ich geweint. Ich tat es nicht, aber beinah. Ich fühlte mich so einsam. Ich ging in den Tegnerpark und setzte mich auf eine Bank. Kein Mensch war in der Nähe. Alle waren nach Hause gegangen, um zu essen. Im Park war es dämmerig, und es regnete ein wenig. Aber in den Häusern ringsum war es hell. Ich konnte sehen, daß auch aus Benkas Fenster Licht schien. Nun saß er dort und aß Erbsen und Eierkuchen, zusammen mit seinem Vater und seiner Mutter. Ich stellte mir vor, daß überall dort, überall, wo Licht war, Kinder mit ihren Vätern und Müttern beisammen waren. Nur ich, ich saß hier draußen im Dunkeln. Allein. Allein mit einem goldenen Apfel, von dem ich nicht wußte, was ich damit anfangen sollte.

Vorsichtig legte ich den Apfel neben mich auf die Bank, während ich weiter nachdachte. Eine Laterne stand hinter mir. Ihr Schein fiel auf mich und auf den Apfel. Aber ihr Schein fiel auch auf etwas anderes, was auf dem Boden lag. Es war eine gewöhnliche Bierflasche. Sie war leer. Jemand hatte ein Stück Holz in ihren Hals gepfropft. Sicher eines der Kinder, die immer vormittags im

Tegnerpark spielten. Ich hob die Flasche auf und sah mir das Etikett an. »Stockholmer Brauerei-Aktiengesellschaft Klasse II« stand darauf. Und während ich so da saß und las, sah ich auf einmal, wie sich in der Flasche etwas bewegte.

In »Tausendundeine Nacht« hatte ich von einem Geist gelesen, der in eine Flasche gesperrt worden war. Aber das war doch im fernen Arabien und vor Tausenden von Jahren geschehen, und dann war es wohl auch keine gewöhnliche Bierflasche gewesen. Es wird selten vorkommen, daß in den Flaschen der Stockholmer Brauereien Geister sind. Aber hier war einer. Ganz bestimmt. Jedes meiner Worte ist wahr: In der Flasche war ein Geist. Und man konnte sehen, daß er herauswollte. Er zeigte auf das Holzstück, das den Flaschenhals verschloß, und sah mich flehend an. Da ich nicht gerade an Geister gewöhnt war, hatte ich natürlich zuerst Angst, den Holzpfropfen herauszuziehen. Aber schließlich tat ich es doch, und mit einem großen Brausen fuhr der Geist aus der Flasche und begann zu wachsen und wurde größer, so groß, daß er bald größer war als alle Häuser am Tegnerpark. Das ist ja die Art der

Geister: Sie können zusammenschrumpfen und so klein werden, daß sie in einer Flasche Platz finden, und im nächsten Augenblick können sie wieder wachsen und groß werden wie Häuser. Niemand kann sich denken, wie ängstlich ich wurde. Ich zitterte am ganzen Körper.

Und dann sprach der Geist auch noch zu mir. Seine Stimme war ein einziges großes Brausen. Ich dachte, das hier sollten Tante Edla und Onkel Sixten einmal hören, die immer finden, unsereins spräche zu laut. »Kind«, sagte der Geist zu mir, »du hast mich aus meinem Gefängnis befreit. Bestimme selbst, wie ich dich belohnen soll.«

Aber ich wollte keine Belohnung dafür, daß ich ein kleines Stück Holz herausgezogen hatte. Der Geist erzählte, er sei am Abend zuvor nach Stockholm gekommen und in die Flasche gekrochen, um zu schlafen, denn Flaschen seien der Geister liebste Schlafplätze. Aber während er schlief, sei ihm der Ausgang versperrt worden. Hätte ich ihn nicht befreit, er hätte vielleicht tausend Jahre in der Flasche bleiben müssen, bis der Holzpfropfen endlich verfault wäre.

»Und das hätte meinem Herrn, dem König, sicher nicht

gefallen«, sagte der Geist mehr zu sich selbst. Da faßte ich Mut und fragte: »Geist, wo kommst du her?«

Einen Augenblick war es ganz still. Dann sagte der Geist:

»Aus dem Land der Ferne.«

Er sagte es so laut, daß es in meinem Kopf dröhnte und sang. In seiner Stimme war etwas, was meine Sehnsucht nach diesem Land weckte. Ich spürte, ich könnte nicht mehr leben, wenn ich nicht in dieses Land dürfte. Und ich streckte dem Geist meine Arme entgegen und rief: »Nimm mich mit! Nimm mich mit in das Land der Ferne. Dort ist jemand, der auf mich wartet.« Der Geist schüttelte den Kopf. Ich aber hielt ihm den goldenen Apfel hin, und da rief der Geist aus: »Du hältst das Zeichen in deiner Hand! Du bist der, den ich holen soll. Du bist der, den der König so lange gesucht hat!«

Er beugte sich zu mir herab und nahm mich auf in seine Arme. Und es dröhnte und sang um uns, als wir uns in die Luft erhoben. Wir ließen den Tegnerpark weit unter uns, den dunklen Tegnerpark und alle Häuser, in denen die Fenster leuchteten und wo Kinder saßen und mit ihren Vätern und Müttern aßen, während ich, Bo Vilhelm

Olsson, oben unter den Sternen schwebte. Wir waren hoch über den Wolken, und wir schossen vorwärts, schneller als der Blitz und lauter als der Donner. Um uns knisterten Sterne und Sonnen und Monde.

Manchmal war alles schwarz wie die Nacht, manchmal so strahlend hell und weiß, daß ich die Augen schließen mußte.

»Er reist durch Tag und Nacht«, flüsterte ich vor mich hin.

Es war, wie es auf der Karte gestanden hatte. Dann streckte der Geist seine Hand aus und zeigte auf etwas – weit in der Ferne –, etwas Grünes, das im hellsten Sonnenschein auf klarem, blauem Wasser dalag. »Dort siehst du das Land der Ferne«, sagte der Geist. Wir schwebten hinab, dem Grünen entgegen. Es war eine Insel, die im Meer schwamm. Und in der Luft war eine seltsame Musik und ein Duft wie von tausend Rosen und Lilien. Unten am Meeresstrand erhob sich ein großes weißes Schloß, und dort landeten wir. Jemand kam den Strand entlang. Es war *mein Vater, der König*. Ich erkannte ihn sofort, als ich ihn sah. Er breitete die Arme aus, und ich flog an seine Brust. Lange hielt er mich fest.

Wir sprachen kein Wort. Ich legte nur die Arme um seinen Hals, so fest ich konnte. Oh, wie wünschte ich mir, daß Tante Edla meinen Vater, den König, hätte sehen können! Wie schön er war und wie seine Kleider glitzerten von Gold und Diamanten! Er hatte Ähnlichkeit mit Benkas Vater, aber er war schöner. Schade, schade, daß Tante Edla ihn nicht sehen konnte! Dann hätte sie begriffen, daß mein Vater kein Lump war.

Aber Tante Edla hatte damit recht gehabt, daß meine Mutter gestorben war, als ich geboren wurde. Und die dummen Leute im Kinderheim hatten nie daran gedacht, meinem Vater, dem König, Nachricht zu geben, wo ich war. Neun lange Jahre hatte er nach mir gesucht. Aber jetzt bin ich froh, endlich bei ihm zu sein. Nun bin ich schon recht lange hier. Den ganzen Tag über habe ich es schön. Und jeden Abend kommt mein Vater, der König, in mein Zimmer, und wir bauen Modellflugzeuge und sprechen miteinander.

Ich wachse, und es geht mir gut im Lande der Ferne. Und jeden Monat macht mein Vater, der König, einen neuen Strich an der Küchentür, um zu sehen, wieviel ich gewachsen bin.

»Mio, mein Mio, unglaublich, wie du schon wieder gewachsen bist«, sagt er, wenn wir nachmessen. »Mio, mein Mio«, sagt er, und es klingt so weich und warm. Wenn man darüber nachdenkt, heiße ich überhaupt nicht Bosse. »Neun lange Jahre habe ich dich gesucht«, sagt mein Vater, der König. »Nachts habe ich wachgelegen und gedacht: Mio, mein Mio. Ich muß doch wohl wissen, daß du so heißt.« Da sieht man es. Das mit dem Bosse war so falsch, wie alles andere falsch war – damals in der Upplandsgatan. Und jetzt ist es richtig geworden. Ich liebe meinen Vater, den König, und er liebt mich. Ich wünschte, Benka wüßte von all diesem hier. Ich glaube, ich schreibe ihm alles und stecke den Brief in eine Flasche. Dann korke ich die Flasche zu und werfe sie in das blaue Meer, welches das Land der Ferne umgibt. Wenn Benka mit seinen Eltern in dem Sommerhäuschen auf Vaxholm ist, kommt vielleicht die Flasche angeschwommen, gerade wenn er unten am Wasser ist und badet. Das wäre schön. Es wäre schön, wenn Benka von all dem Seltsamen wüßte, was mir geschehen ist. Und dann könnte er ja bei der Polizei anrufen und erzählen, daß Bo Vilhelm Olsson, der eigentlich Mio

heißt, gut aufgehoben ist im Land der Ferne und es gut
hat, so gut, bei seinem Vater, dem König.

Im Rosengarten

Eigentlich weiß ich aber nicht recht, was ich Benka schreiben soll. Das, was ich erlebt habe, gleicht in keiner Weise den Erlebnissen anderer Menschen. Und ich weiß nicht, wie ich es erzählen soll, damit Benka wirklich alles versteht. Ich habe nach Worten gesucht, die ich schreiben könnte, aber es gibt keine. Vielleicht könnte ich schreiben: Ich habe Unsagbares erlebt. Benka würde trotzdem nicht wissen, wie es hier im Land der Ferne ist. Und ich müßte ihm wenigstens ein Dutzend Flaschen schicken, wenn ich ihm alles von meinem Vater, dem König, erzählen wollte und von seinem Rosengarten und von Jum-Jum und meinem schönen weißen Miramis und dem grausamen Ritter Kato im Lande Außerhalb. Nein, ich könnte niemals alles erzählen, was ich erlebt habe.

Schon am ersten Tag nahm mein Vater, der König, mich mit in seinen Rosengarten. Es war gegen Abend. Der Wind spielte in den Bäumen.

Als wir auf den Rosengarten zuingen, hörte ich eine wundersame Musik, die tönnte, als ob tausend Glocken aus Glas auf einmal erklängen. Es klang nicht laut, aber

voll. Das Herz begann zu zittern, wenn man es hörte.

»Hörst du meine Silberpappeln?« fragte mein Vater, der König. Er hielt mich an der Hand, während wir gingen. Tante Edla und Onkel Sixten hatten mich nie an der Hand gehalten. Niemand hatte mich jemals zuvor an der Hand gehalten. Und deshalb war es so wundervoll, hier zu gehen und meine Hand in der Hand meines Vaters, des Königs, zu spüren, obwohl ich ja eigentlich zu groß dafür war.

Der Rosengarten war von einer hohen Mauer umgeben. Mein Vater, der König, öffnete eine kleine Pforte, und wir gingen hinein. Einmal vor langer Zeit durfte ich mit Benka zu ihrem Sommerhäuschen draußen auf Vaxholm fahren. Wir saßen auf einer Steinplatte am Wasser und angelten, gerade als die Sonne untergehen wollte. Der Himmel war rot und das Wasser still. Es war die Zeit, in der die Rosenbüsche blühen. Ganz dicht hinter der Steinplatte standen sehr, sehr viele. Und weit drüben auf der anderen Seite der Bucht rief laut ein Kuckuck. Damals dachte ich, das sei das Schönste, was es auf der Welt gäbe. Nicht der Kuckuck natürlich, den ich ja nicht sah; aber sein Ruf machte, daß alles andere noch schöner

aussah, als es sonst ausgesehen hätte. Ich sagte nichts davon zu Benka, sondern dachte die ganze Zeit still für mich: Das hier ist sicher das Schönste, was es auf der Welt gibt.

Aber damals hatte ich ja noch nicht meines Vaters, des Königs, Rosengarten gesehen. Ich hatte seine Rosen noch nicht gesehen, alle die schönen, schönen Rosen, die wie ein roter Wasserfall leuchteten, oder seine weißen Lilien, wenn sie sich im Winde wiegten. Ich hatte seine Pappeln noch nicht gesehen, die silberne Blätter hatten und die so hoch in den Himmel ragten, daß in ihren Spitzen, wenn der Abend kam, Sterne brannten. Ich hatte seine weißen Vögel noch nicht gesehen, die durch den Rosengarten flogen, und nie zuvor hatte ich etwas gehört, was ihrem Gesang glich oder der Musik aus den Blättern der Silberpappeln. Niemand kann je etwas so Schönes gehört oder gesehen haben wie das, was ich in meines Vaters, des Königs, Rosengarten hörte und sah. Ganz still stand ich und drückte die Hand meines Vaters, des Königs. Ich wollte fühlen, daß er da war. Alles war so schön, daß man einfach nicht ertragen konnte, es allein zu erleben. Und mein Vater, der König, streichelte meine Wange und

sagte: »Mio, mein Mio, freust du dich über meinen Rosengarten?«

Ich konnte nicht antworten. Ich hatte ein ganz eigenartiges Gefühl. Fast, als ob ich traurig sei. Dabei war ich doch gar nicht traurig – ganz im Gegenteil. Ich wollte meinem Vater, dem König, sagen, er müsse nicht glauben, ich sei traurig. Aber bevor ich noch sprechen konnte, sagte er:

»Es ist gut, daß du glücklich bist. Bleib glücklich, Mio, mein Mio.«

Dann ging er, um mit seinem Rosengärtner zu sprechen, der da stand und auf ihn wartete. Und ich lief allein umher und sah mich um. Ich war verwirrt von all dem Schönen und hatte ein Prickeln in mir, als wäre ich ganz mit Brauselimonade angefüllt. Meine Beine waren so froh und konnten nicht ruhig stehen, und meine Arme waren so stark geworden.

Ich wünschte, Benka wäre da, damit ich mich mit ihm prügeln könnte nur zum Spaß natürlich. Ja, ich wünschte, Benka wäre da. Denn ich wollte jemand bei mir haben, der so alt war wie ich, mit dem ich all das teilen durfte. Aber Benka, der Ärmste, war sicher gerade jetzt im

Tegnerpark, und es war windig und regnete wie gewöhnlich und war dunkel und düster. Und sicher wußte er um diese Zeit schon, daß ich verschwunden war, und überlegte, wo ich wohl hingekommen sein konnte und ob er mich jemals wiedersehen würde.

Armer Benka! Wir haben viel Spaß zusammen gehabt, Benka und ich, und ich begann, mich nach ihm zu sehnen, wie ich so in meines Vaters, des Königs, Rosengarten umherging. Von all dem Alten, das nun vorbei war, war Benka das einzige, was mir fehlte. Es gab wirklich keinen anderen Menschen, den ich vermißt hätte. Vielleicht noch Tante Lundin, denn sie war immer gut zu mir gewesen. Aber am meisten dachte ich doch an Benka, und eine Weile ging ich still auf dem schmalen Weg im Rosengarten weiter und fühlte, wie das Prickeln wieder aus meinem Körper verschwand. Und ich war ein wenig traurig und ließ den Kopf hängen. Aber dann sah ich auf.

Und vor mir auf dem Weg stand ... ja, fast dachte ich, es sei Benka. Aber er war es nicht. Es war Jum-Jum. Natürlich wußte ich nicht, daß es Jum-Jum war. Es war ein Junge. Er hatte das gleiche dunkle braune Haar und

die gleichen braunen Augen wie Benka. »Wer bist du?« fragte ich. »Ich bin Jum-Jum«, sagte er.

Da bemerkte ich, daß er doch etwas anders aussah als Benka, irgendwie ernster und artiger. Benka ist auch artig, so ungefähr wie ich – so mittel, aber es kam doch manchmal vor, daß man aneinandergeriet und sich prügelte. Man konnte schon ab und zu wütend sein. Nachher wurde man natürlich wieder gut Freund. Aber mit Jum-Jum konnte man sich gewiß nie prügeln. Dafür sah er rundherum zu artig aus,

»Willst du wissen, wie ich heiße?« fragte ich. »Ich heiße Bosse ... nein, ist ja wahr, Mio heiße ich!«

»Ich weiß schon, daß du Mio heißt«, sagte Jum-Jum.

»Unser Herr, der König, hat Boten durch das ganze Land geschickt und allen verkünden lassen: Mio ist heimgekommen.«

Stellt euch vor: So glücklich war mein Vater, der König, daß er mich gefunden hatte! Er ließ es weit und breit allen sagen. Das war wohl ein klein wenig kindlich von ihm, aber ich wurde sehr froh, als ich es hörte.

»Hast du einen Vater, Jum-Jum?« fragte ich, und ich hoffte und wünschte, daß er einen hätte. Ich war selbst so

lange ohne Vater gewesen, daß ich wußte, wie traurig das war.

»Gewiß habe ich einen Vater«, sagte Jum-Jum. »Der Rosengärtner ist mein Vater. Willst du mitkommen und dir ansehen, wo ich wohne?«

Das wollte ich. Und er lief vor mir her, den Weg entlang, bis zum äußersten Winkel des Rosengartens. Dort stand ein kleines weißes Haus mit einem Strohdach, ein Haus wie aus einem Märchen. Die Mauern und das Dach waren so unter Rosen versteckt, daß man vom Haus selbst kaum noch etwas sah. Die Fenster standen offen, und weiße Vögel flogen hinein und heraus, wie sie wollten. Vor dem Haus, am Giebel, standen eine Bank und ein Tisch und eine lange Reihe Bienenkörbe, und die Bienen schwirrten zwischen den Rosen umher. Und ringsum Rosen, Rosen. Und Pappeln und Weiden mit silbernen Blättern. Jemand rief aus der Küche: »Jum-Jum, hast du das Abendbrot vergessen?« Es war Jum-Jums Mutter, die gerufen hatte. Sie trat heraus auf die Schwelle und stand dort und lachte. Und da sah ich, daß sie genauso aussah wie Tante Lundin, vielleicht etwas schöner. Sie hatte auch diese tiefen Grübchen in den

runden Wangen wie Tante Lundin, und sie faßte mich beim Kinn, genau wie Tante Lundin damals, als sie sagte: »Leb wohl, leb wohl, Bo Vilhelm Olsson.« Aber Jum-Jums Mutter sagte:

»Willkommen, willkommen, Mio! Willst du mit Jum-Jum zusammen Abendbrot essen?« »Ja«, sagte ich, »sehr gern – wenn es nicht zuviel Mühe macht.«

Sie sagte, es mache gar keine Mühe. Jum-Jum und ich setzten uns an den Tisch vor dem Haus. Seine Mutter brachte uns eine Schüssel mit kleinen Eierkuchen, und dazu gab es Erdbeerkompott und Milch. Wir aßen, Jum-Jum und ich, bis wir beinah platzten, und sahen uns an und lachten.

Ich war froh, daß es Jum-Jum gab. Einer von den weißen Vögeln kam herbeigeflogen und schnappte sich einen Eierkuchen von meinem Teller, und da lachten Jum-Jum und ich noch mehr.

In diesem Moment kam mein Vater, der König, mit Jum-Jums Vater, dem Rosengärtner. Ich wurde plötzlich etwas ängstlich, denn mein Vater, der König, mochte es vielleicht ebensowenig wie Tante Edla und Onkel Sixten, wenn ich hier saß und aß und laut lachte. Ich wußte ja

noch nicht, wie gut mein Vater, der König, war und wie er mich liebte und wie sehr er wünschte, daß ich lachte.

Mein Vater, der König, blieb stehen, als er mich sah. »Hier sitzt du, Mio, mein Mio, und lachst?« fragte er. »Ja, verzeih mir«, sagte ich.

»Lach nur weiter, lach noch mehr«, sagte mein Vater, der König.

Dann wandte er sich zum Rosengärtner und sagte etwas Merkwürdiges:

»Ich liebe den Gesang der Vögel. Ich liebe die Musik aus meinen Silberpappeln. Aber mehr noch liebe ich es, meinen Sohn im Rosengarten lachen zu hören.« Da merkte ich zum erstenmal, daß ich niemals vor meinem Vater, dem König, Angst zu haben brauchte. Ich verstand: Was ich auch tun mochte, immer würde er mich mit diesen freundlichen Augen ansehen, so wie er mich jetzt ansah, als er da stand, eine Hand auf der Schulter seines Rosengärtners, während ihn die weißen Vögel umflatterten.

Und als ich das verstanden hatte, wurde ich froher als je zuvor in meinem Leben. So froh war ich, daß ich ganz, ganz laut lachen mußte. Ich legte den Kopf nach hinten

und lachte so laut, daß die Vögel beinah ängstlich wurden. Jum-Jum glaubte sicher, ich lache noch immer über den Vogel, der uns einen Eierkuchen gestohlen hatte. Auch Jum-Jum lachte lauter als zuvor. Und nun lachten auch mein Vater, der König, und Jum-Jums Vater und Jum-Jums Mutter mit. Warum sie lachten, weiß ich nicht. Ich weiß nur, ich lachte meinem Vater, dem König, zuliebe.

Als Jum-Jum und ich gegessen hatten, liefen wir in den Rosengarten und schlugen Purzelbäume im Gras und spielten Verstecken hinter den Rosenbüschen. Viele Verstecke gab es dort, und wenn es im Tegnerpark und in seiner Nachbarschaft nur den zehnten Teil dieser Verstecke gäbe, könnten Benka und ich zufrieden sein. Ich meine, *Benka* könnte zufrieden sein. Ich selbst brauche wohl nie mehr nach einem Versteck im Tegnerpark zu suchen, und das ist gut so.

Es begann zu dunkeln. Wie ein weicher blauer Nebel legte es sich über den Rosengarten. Die weißen Vögel verstummten und suchten ihre Nester auf. Auch die Silberpappeln schwiegen. Ganz still wurde es im Rosengarten. Nur in der Spitze der höchsten Silberpappel

saß noch ein einsamer, großer schwarzer Vogel und sang. Er sang schöner als all die weißen Vögel vorher zusammen. Ich hatte das Gefühl, als sänge dieser Vogel nur für mich. Aber ich mochte ihn nicht hören, denn er sang, daß es weh tat.

»Jetzt kommt die Nacht«, sagte Jum-Jum. »Ich muß nach Hause gehen.«

»Nein, geh nicht«, sagte ich. »Ich möchte mit diesem wunderlichen Gesang nicht allein sein.« Und ich zeigte hinauf zu dem schwarzen Vogel und fragte:

»Jum-Jum, wer ist er?«

»Das weiß ich nicht«, sagte Jum-Jum. »Ich nenne ihn Trauervogel. Nur weil er so schwarz ist. Vielleicht heißt er ganz anders.«

»Ich glaube, ich mag ihn nicht«, sagte ich. »Ich mag ihn«, sagte Jum-Jum. »Trauervogel hat so gute Augen.« Dann sagte er noch: »Gute Nacht, Mio«, und lief davon. Doch nun kam mein Vater, der König. Er nahm meine Hand, und wir wanderten durch den Rosengarten nach Hause. Trauervogel sang weiter, aber jetzt, da ich meine Hand in der meines Vaters, des Königs, spürte, schmerzte mich sein Gesang nicht mehr, und ich wünschte, er möge

weetersingen. Bevor wir durch die Pforte gingen, sah ich noch, wie Trauervogel seine großen schwarzen Schwingen ausbreitete und dem Himmel entgegenflog. Und ich sah, daß dort oben am Himmel drei kleine Sterne schwach zu leuchten begannen.

Miramis

Ich möchte wissen, was Benka wohl sagen würde, wenn er mein weißes Pferd mit der Goldmähne sehen könnte! Meinen Miramis mit den goldenen Hufen und der Mähne aus Gold!

Benka und ich hatten Pferde so gern. Nicht nur Benka und Tante Lundin waren meine Freunde, als ich noch in der Upplandsgatan wohnte. Ich hatte noch einen Freund. Ich habe ganz vergessen, davon zu erzählen. Er hieß Kalle Punt und war ein altes Brauereipferd. Ein paarmal in der Woche kam der Wagen von der Brauerei und brachte Bier für die Geschäfte in der Upplandsgatan. Meist kam er zeitig am Morgen, gerade wenn ich zur Schule mußte. Ich wartete dann auf Kalle Punt, nur um ein wenig mit ihm reden zu können. Er war ein so gutes altes Pferd, und ich bewahrte ihm Würfelzucker und Brotrinden auf. Benka tat das auch, denn auch Benka hatte Kalle Punt gern. Er sagte, Kalle Punt sei sein Pferd, und ich sagte, er wäre meins, und daher hatten wir manchmal einen kleinen Streit wegen Kalle Punt. Wenn Benka es nicht hören konnte, flüsterte ich Kalle Punt ins

Ohr: »Du bist auf jeden Fall mein Pferd.« Und ich glaube, Kalle Punt verstand, was ich sagte, und war einverstanden damit.

Benka hatte seinen Vater und seine Mutter und alles mögliche, da hatte er doch ein Pferd nicht halb so nötig wie einer, der einsam war. Ich denke also, es war nur gerecht, wenn Kalle Punt ein wenig mehr mein Pferd war als Benkas. Wenn ich die Wahrheit sagen soll – natürlich war Kalle Punt gar nicht unser Pferd, sondern gehörte der Brauerei. Wir taten ja auch nur so, als gehöre er uns. Aber ich für meinen Teil wünschte es so stark, daß ich es fast glaubte.

Manchmal redete ich lange mit Kalle Punt und kam zu spät in die Schule. Wenn dann die Lehrerin fragte, warum ich zu spät käme, wußte ich nicht, was ich antworten sollte. Man konnte doch der Lehrerin nicht sagen, man habe auf der Straße gestanden und sich mit einem alten Brauereipferd unterhalten. Mitunter verspätete sich der Brauereiwagen, und ich mußte schnellstens zur Schule laufen, ohne Kalle Punt getroffen zu haben. Dann war ich wütend auf die Bummelerei des Kutschers. Ich saß in der Schulbank und zerkrümelte die

Zuckerstücke und die Brotrinden, die ich in der Hosentasche hatte, und sehnte mich nach Kalle Punt und dachte daran, daß es nun Tage dauern würde, bevor ich ihn wiedersehen konnte. Und dann sagte die Lehrerin: »Na, was sitzt denn der Bosse dort und seufzt? Wo hat er denn seine großen Schmerzen?« Ich antwortete nicht darauf. Was hätte ich auch antworten sollen? Die Lehrerin hätte doch niemals verstanden, wie sehr ich Kalle Punt liebte. Nun gehört er wohl Benka ganz allein, denke ich mir.

Und das ist gut so. Es ist nur gut für Benka, daß er Kalle Punt hat – als Trost – jetzt, da ich weg bin. Ich habe ja meinen Miramis mit der Goldmähne. Und so habe ich ihn bekommen: Eines Abends, als wir Modellflugzeuge zusammensetzten und miteinander sprachen – wie es Benka und sein Vater immer tun –, erzählte ich meinem Vater, dem König, von Kalle Punt.

»Mio, mein Mio«, sagte mein Vater, der König, »du magst also Pferde gern?« »Oh, ich mag sie schon«, sagte ich. Es hörte sich vielleicht nicht an, als ob ich Pferde ganz besonders liebte, aber das war Absicht, damit mein Vater, der König, nicht dachte, daß mir bei ihm irgend

etwas fehle.

Am nächsten Morgen, als ich hinunterkam in den Rosengarten, galoppierte mir ein weißes Pferd entgegen. Nie hatte ich jemals ein Pferd so galoppieren sehen. Die goldene Mähne flatterte, und die goldenen Hufe glänzten im Sonnenschein. Es kam in großen Sprüngen gerade auf mich zu, und es wieherte wilder, als ich je ein Pferd habe wiehern hören. Ich bekam beinahe Angst und drückte mich an meinen Vater, den König. Er jedoch griff mit seiner starken Hand in die Goldmähne, und da stand das Pferd sofort still. Dann steckte es seine weiche Nase in meine Tasche, um zu fühlen, ob es dort etwas Zucker fände. Genau wie Kalle Punt es immer machte. Und ich hatte tatsächlich ein Stück Zucker. Nur aus alter Gewohnheit hatte ich es mir eingesteckt. Und das Pferd nahm den Zucker und fraß ihn. »Dieses Pferd heißt Miramis«, sagte mein Vater, der König, »und es ist dein Pferd, Mio, mein Mio.« O mein Miramis! Ich liebte ihn, als ich ihn nur sah. Es war sicher das schönste Pferd, das es auf der Welt gab, und gar nicht dem armen Kalle Punt ähnlich, der so alt und so müde war. Ich jedenfalls konnte keine Ähnlichkeit feststellen. Doch als Miramis den

schönen Kopf hob und mich ansah, da blickte ich in die gleichen Augen, wie sie Kalle Punt hatte. So treue, treue Augen – wie Pferde sie haben.

Ich war noch nie geritten. Aber jetzt hob mich mein Vater, der König, auf mein Pferd, auf Miramis.

»Ich weiß nicht, ich getraue mich nicht«, sagte ich.

»Mio, mein Mio«, sagte mein Vater, der König, »hast du denn keinen Mut?«

Und da nahm ich Miramis' Zügel und ritt durch den Rosengarten. Ich ritt unter den Silberpappeln entlang, und die silbernen Blätter fielen herunter auf mein Haar. Schneller ritt ich und schneller und schneller, und Miramis sprang über die höchsten Rosenhecken. Er sprang leicht und sicher – nur einmal streifte er die Hecke und riß einen Regen von Rosenblättern mit sich. Gerade kam Jum-Jum, und er konnte sehen, wie ich ritt. Er klatschte in die Hände und rief: »Mio reitet auf Miramis, Mio reitet auf Miramis!«

Ich hielt Miramis an und fragte Jum-Jum, ob er auch reiten wolle. Das wollte er natürlich. Schnell kletterte er hinauf und setzte sich hinter mich. Und wir ritten hinaus auf die grünen Wiesen, die vor dem Rosengarten lagen.

Das Reich meines Vaters, des Königs, ist sehr groß. Das Land der Ferne ist das größte aller Reiche. Es zieht sich nach Osten und Westen, nach Norden und Süden. Die Insel, auf der mein Vater, der König, sein Schloß hat, heißt Insel der grünen Wiesen. Aber sie ist nur ein kleiner Teil vom Land der Ferne. Nur ein kleiner, kleiner Teil.

»Das Land auf der anderen Seite des Wassers und hinter den Bergen, das gehört auch unserem Herrn, dem König«, sagte Jum-Jum, als wir über die grünen Wiesen vor dem Rosengarten ritten. Ich dachte an Benka, als wir so im Sonnenschein dahinflogen. Der Ärmste, wenn er vielleicht jetzt gerade in der Upplandsgatan stand, da stand im Sprühregen und im Düstern, während ich hier umherritt auf der Insel der grünen Wiesen und glücklich war. Es war so schön hier. Das Gras war zart und grün, kleine Blumen leuchteten überall, weiche, grüne Hügel wölbten sich, klare Bäche rieselten von den Hügeln, und wollige Lämmer weideten im Grase. Dort ging ein Hirtenjunge und spielte auf einer kleinen Weidenflöte. Eine eigenartige Melodie spielte er auf, und es schien mir, als hätte ich sie früher schon einmal gehört, ich wußte nur nicht, wo. In der Upplandsgatan hatte ich sie

nicht gehört, das war ganz sicher.

Wir hielten und sprachen mit dem Hirtenjungen. Er hieß Nonno. Ich bat ihn, mir eine Weile seine Flöte zu leihen. Er gab sie mir, und er lehrte mich, die eigenartige Melodie zu spielen.

»Ich kann euch Flöten schneiden«, sagte Nonno. »Wenn ihr wollt, natürlich.«

Wir sagten, wir wollten sehr gern jeder eine Flöte haben. Ganz in der Nähe plätscherte ein Bach. Eine Weide reckte ihre Zweige über das Wasser. Nonno lief dorthin und schnitt einen Zweig von der Weide. Und Jum-Jum und ich saßen am Bach und planschten mit den Füßen im Wasser, während Nonno uns Flöten schnitzte. Auch Jum-Jum lernte diese eigenartige Melodie spielen.

Nonno sagte, es sei eine alte Melodie, die schon in der Welt gewesen sei, bevor es andere Melodien gegeben habe. Vor tausend und abertausend Jahren schon hätten die Hirten sie draußen auf den Wiesen gespielt. Wir dankten ihm für die Flöten und dafür, daß er uns die alte Melodie gelehrt hatte. Dann stiegen wir wieder auf Miramis und ritten weiter. Und wir hörten Nonno auf seiner Flöte spielen, bis die Melodie leiser und leiser und

immer leiser wurde.

»Wir wollen gut auf unsere Flöten achten«, sagte ich zu Jum-Jum. »Und sollten wir uns einmal verlieren, dann wollen wir diese Melodie spielen.« Jum-Jum hatte sich fest an mich geklammert, um nicht vom Pferd zu fallen. Er lehnte seinen Kopf an meinen Rücken und sagte: »Ja, Mio, wir wollen auf unsere Flöten achten. Und wenn du mich auf meiner Flöte spielen hörst, dann weißt du, daß ich dich rufe.« »Ja«, sagte ich, »und wenn *du* mich diese Melodie spielen hörst, dann weißt auch du, daß *ich* dich rufe.« »Ja«, sagte Jum-Jum und hielt mich fest. Und ich dachte: Er ist mein bester Freund. Neben meinem Vater, dem König, natürlich. Meinen Vater, den König, liebte ich mehr als alle anderen auf der Welt. Aber Jum-Jum war ein Junge wie ich, und er war jetzt mein bester Freund, jetzt, da ich Benka nicht mehr treffen konnte. Denkt nur, ich hatte meinen Vater, den König, und Jum-Jum und Miramis, und ich ritt über grüne Wiesen und Hügel, schneller als der Wind. Es war nicht verwunderlich, daß ich glücklich war.

»Wie kommt man in das Land auf der anderen Seite des Wassers und hinter den Bergen?« fragte ich. »Über die

Brücke des Morgenlichts«, sagte Jum-Jum. »Wo ist die Brücke des Morgenlichts?« fragte ich. »Bald werden wir sie sehen«, sagte Jum-Jum. Und dann sahen wir sie. Es war eine Brücke, so hoch und so lang, daß man nicht sah, wo sie zu Ende war. Sie glänzte in der Morgensonne, und sie sah aus, als wäre sie aus goldenen Strahlen erbaut. »Es ist die längste Brücke der Welt«, sagte Jum-Jum. »Sie verbindet die Insel der grünen Wiesen mit dem Land auf der anderen Seite des Wassers. Aber zur Nacht läßt unser Herr, der König, sie einziehen, damit wir auf der Insel der grünen Wiesen in Ruhe schlafen können.«

»Warum das?« fragte ich. »Wer könnte denn nachts über die Brücke kommen?« »Ritter Kato«, sagte Jum-Jum.

Und als er das sagte, zog es wie ein kalter Wind durch die Luft, und Miramis begann zu zittern. Es war das erstmal, daß ich Ritter Katos Namen hörte. Ich sprach ihn laut vor mich hin. »Ritter Kato«, sagte ich. Ich fror, als ich das sagte. »Der grausame Ritter Kato«, sagte Jum-Jum. Miramis wieherte auf, und es klang wie ein Schrei. Und dann sprachen wir nicht mehr von Ritter Kato. Gern wäre ich über die Brücke des Morgenlichts geritten, aber

zuerst wollte ich meinen Vater, den König, um Erlaubnis bitten. Deshalb kehrten wir zum Rosengarten zurück und ritten an diesem Tage nicht mehr. Wir halfen einander, Miramis zu striegeln, und kämmten ihm die Goldmähne und streichelten ihn und gaben ihm Würfelzucker und Brotrinden, die wir von Jum-Jums Mutter bekommen hatten.

Danach bauten Jum-Jum und ich uns im Rosengarten eine Hütte, und wir saßen in der Hütte und aßen. Wir aßen ganz dünne Eierkuchen mit viel Zucker darauf. Nichts schmeckt mir besser! Benkas Mutter machte sie immer so, und ich durfte manchmal mitessen. Aber die Eierkuchen hier, die Jum-Jums Mutter gebacken hatte, waren noch viel, viel besser.

Es machte großen Spaß, eine Hütte zu bauen. Ich hatte mir immer gewünscht, daß ich das tun dürfte. Benka hatte mir oft erzählt, wie er Hütten baute, draußen bei ihrem Sommerhäuschen auf Vaxholm. Ich wünschte wirklich, daß ich an ihn schreiben könnte, um ihm von unserer Hütte zu erzählen. Von Jum-Jums und meiner. »Junge, Junge, was habe ich für eine großartige Hütte gebaut«, würde ich schreiben. »Junge, Junge, was habe

ich doch für eine Hütte gebaut hier im Land der Ferne.«

Kümmern sich die Sterne darum,
wenn man für sie Musik macht?

Am nächsten Tag ritten wir wieder zu Nonno. Zuerst fanden wir ihn nicht. Aber endlich hörten wir hinter einem Hügel seine Flöte. Und dort saß er und spielte sich selbst etwas vor, während um ihn seine Schafe grasten. Als er uns sah, nahm er die Flöte von den Lippen, spuckte ein wenig, lachte und sagte: »Seid ihr wieder da?«

Man konnte ihm ansehen, wie sehr er sich freute, weil wir wiedergekommen waren. Wir holten unsere Flöten hervor, und dann spielten wir drei zusammen. Die Melodien wurden immer schöner, und ich wunderte mich, daß wir so herrliche Weisen erfinden konnten. »Wie schade, daß hier niemand ist, der hören kann, wie gut wir spielen«, sagte ich.

»Das Gras hört uns«, sagte Nonno. »Und die Blumen und die Winde und die Bäume hören, wie wir spielen, und die Weiden, die sich über die Bäche neigen.« »Tun sie das?« fragte ich. »Mögen sie es denn?« »Ja, sie mögen es sehr«, sagte Nonno. Wir spielten eine lange

Zeit für Gras und Blumen und Winde und Bäume. Und doch fand ich es schade, daß kein Mensch da war, der uns hören konnte. Und wie ich das denke, sagt doch Nonno: »Wir können nach Hause gehen und meiner Großmutter etwas vorspielen, wenn du willst. Meiner Großmutter, bei der ich wohne.« »Wohnt sie weit weg?« fragte ich. »Ja, aber der Weg wird kürzer, wenn wir beim Gehen Musik machen«, sagte Nonno.

»Ja, ja, der Weg wird nicht lang! Wir müssen nur beim Gehen spielen«, sagte Jum-Jum. Er wollte gern zu Nonnos Großmutter nach Hause gehen, und das wollte ich auch.

In den Märchen gibt es immer alte freundliche Großmütter. Aber eine echte lebende Großmutter hatte ich noch nie gesehen, obwohl es doch sicher recht viele gibt.

Aber eine gesehen – nein, das hatte ich nie, und deshalb dachte ich, es müßte wunderbar sein, wenn wir hingingen und Nonnos Großmutter besuchten. Wir mußten Nonnos Lämmer und Schafe alle mitnehmen. Und Miramis. Eine richtige Karawane wurden wir. An der Spitze gingen Jum-Jum und Nonno und ich, dann folgten alle Schafe

und Lämmer und als letzter Miramis. Er trottete langsam, beinahe wie Kalle Punt. Wir zogen über die Hügel und bliesen auf den Flöten, während wir gingen. Die Lämmchen wunderten sich gewiß, aber sicher fanden sie es lustig, denn sie sprangen die ganze Zeit munter blökend um uns herum.

Als wir viele Stunden über die Hügel gewandert waren, kamen wir zu Nonnos Haus. Das war auch so ein Haus, wie man es in den Märchen findet, ein kleines, gemütliches Haus unter einem Strohdach, und davor blühte es von Flieder und Jasmin.

»Seid jetzt still, wir wollen Großmutter überraschen«, sagte Nonno. Ein Fenster stand offen, und man konnte hören, wie im Hause jemand beschäftigt war. Wir stellten uns in einer Reihe vor das Fenster, Nonno und Jum-Jum und ich.

»Jetzt fangen wir an«, sagte Nonno. »Eins, zwei, drei.« Da legten wir los und spielten eine so lustige Melodie, daß die Lämmlein tanzen und springen mußten. Und an das offene Fenster kam eine alte Frau, die sehr freundlich aussah. Es war Nonnos Großmutter. Sie schlug die Hände zusammen und sagte: »Nein, Welch eine schöne

Melodie!« Wir spielten ihr lange vor, und sie blieb die ganze Zeit am Fenster stehen und hörte uns zu. Sie war sehr alt und sah schon etwas sagenhaft aus, obwohl sie doch nur eine richtige lebendige Großmutter war. Nachher gingen wir ins Haus. Nonnos Großmutter fragte uns, ob wir Hunger hätten. Und wir hatten Hunger. Deshalb holte sie einen Laib Brot hervor, schnitt davon dicke Scheiben herunter und gab sie uns. Es war braunes, knuspriges Brot, und es war so gutes Brot, wie ich es noch nie in meinem Leben gegessen hatte. »Oh, wie schmeckt es gut«, sagte ich zu Nonno. »Was ist das für Brot?« »Ich weiß nicht, ob es besonderes Brot ist«, sagte Nonno. »Wir nennen es das Brot, das Hunger stillt.« Auch Miramis wollte etwas zu essen haben. Er kam und steckte den Kopf zum offenen Fenster herein und wieherte leise. Wir lachten über ihn, weil es lustig aussah. Nonnos Großmutter streichelte Miramis' Nase, und er bekam auch von dem guten Brot. Danach war ich durstig, und als ich das zu Nonno sagte, meinte er: »Komm mit!«

Er ging mit uns in den Garten. Dort sprudelte eine klare Quelle. Nonno tauchte einen Holzkübel in die Quelle und

schöpfte Wasser. Und wir tranken aus dem vollen Kübel. Es war so kühles und gutes Wasser, wie ich es noch nie in meinem Leben getrunken hatte. »Oh, wie war das gut«, sagte ich zu Nonno. »Was ist das für eine Quelle?«

»Ich weiß nicht, ob es eine besondere Quelle ist«, sagte Nonno. »Wir nennen sie die Quelle, die Durst löscht.«

Miramis war auch durstig, und wir gaben ihm Wasser zu trinken und tränkten auch die Lämmer und Schafe.

Bald mußte Nonno mit seinen Schafen zur Weide zwischen den Hügeln zurückwandern. Er bat seine Großmutter, ihm seinen Mantel zu geben. Den brauchte er, um sich darin einzuwickeln, wenn er nachts draußen zwischen seinen Schafen schlief. Sie gab ihm einen braunen Mantel. Ich fand, Nonno konnte froh sein, daß er draußen auf der Erde schlafen durfte. Ich hatte es noch nie getan. Benka und seine Eltern sind manchmal mit den Rädern unterwegs und zelten. Sie schlagen ihr Lager an einem Waldrand auf und haben Schlafsäcke mitgenommen, in denen sie nachts liegen. Benka meinte immer, es sei das Lustigste, was er kenne, und ich glaube ihm das auch.

»Dürfte ich doch auch einmal eine ganze Nacht im

Freien bleiben!« sagte ich zu Nonno. »Das darfst du doch«, sagte Nonno. »Komm mit!« »Nein«, sagte ich. »Mein Vater, der König, wird unruhig, wenn ich nicht nach Hause komme.« »Ich kann ja zu unserem Herrn, dem König, gehen und ihm sagen, daß du heute nacht draußen auf der Erde schläfst«, sagte Nonnos Großmutter. »Und zu meinem Vater auch?« fragte Jum-Jum. »Zum Rosengärtner auch.« Nonnos Großmutter nickte.

Darüber wurden wir so froh, Jum-Jum und ich, daß wir höher hüpfen und sprangen als die Lämmchen. Aber Nonnos Großmutter zeigte auf unsere kurzen weißen Kittel und sagte:

»Wenn der Tau fällt, werdet ihr frieren.« Und plötzlich sah sie ganz traurig aus und sagte mit einer sehr leisen Stimme: »Ich habe noch zwei Mäntel.«

Sie ging zu einer alten Truhe, die in einer Ecke der Stube stand, und holte zwei Mäntel hervor, einen roten und einen blauen.

»Die Mäntel meiner Brüder«, sagte Nonno. Auch er sah traurig aus.

»Wo sind deine Brüder?« fragte ich.

»Ritter Kato«, flüsterte Nonno, »der grausame Ritter Kato hat sie geraubt.«

Noch während er das sagte, wieherte Miramis draußen laut auf, als hätte ihn jemand gepeitscht. Jedes Lämmchen sprang ängstlich zu seiner Mutter, und alle Schafe blökten, als sei ihre letzte Stunde gekommen.

Nonnos Großmutter gab mir den roten Mantel und Jum-Jum den blauen. Sie gab Nonno einen Laib von dem Brot, das Hunger stillt, und einen Krug mit Wasser aus der Quelle, die Durst löscht, und dann wanderten wir über die Hügel wieder denselben Weg zurück, den wir gekommen waren.

Ich war traurig über das, was mit Nonnos Brüdern geschehen war; aber ich konnte es nicht lassen, froh darüber zu sein, daß ich im Freien schlafen durfte. Als wir zu dem Hügel kamen bei jener Weide, die sich über den Bach neigt, hielten wir an, und Nonno sagte, wir wollten hier unser Lager für die Nacht aufschlagen.

Und das taten wir. Wir zündeten ein Feuer an, ein großes, warmes, herrliches Feuer. Wir setzten uns um das Feuer und aßen von dem Brot, das Hunger stillt, und tranken von dem Wasser aus der Quelle, die Durst löscht.

Der Tau fiel, und die Dunkelheit kam, aber das machte nichts, denn am Feuer war es warm und hell. Wir wickelten die Mäntel um uns und legten uns dicht ans Feuer, und um uns her schliefen die Schafe und Lämmer, und Miramis graste in der Nähe. Wir lagen da und hörten den Wind durch das Gras gehen und sahen Feuer, die in der Ferne angezündet wurden. Viele, viele Feuer leuchteten durch die Nacht, denn es gab viele, viele Hirten auf der Insel der grünen Wiesen. Und aus der Dunkelheit hörten wir jene alte Melodie, von der Nonno gesagt hatte, daß die Hirten sie schon vor tausend und abertausend Jahren gespielt hätten. Ja, wir lagen da und sahen die Feuer und hörten die alte Melodie. Sie kam zu uns von einem Hirten, den wir nicht kannten, aber er spielte für uns durch die Nacht. Und es war, als ob diese Melodie gerade von mir etwas Besonderes wollte.

Am Himmel leuchteten die Sterne so groß und hell, wie ich sie noch nie gesehen hatte. Ich lag im Gras und sah sie an. Ich drehte mich auf den Rücken und hatte es warm in meinem roten Mantel und sah die Sterne an. Ich mußte daran denken, daß wir für das Gras musiziert hatten und für die Blumen und die Winde und die

Bäume, und Nonno hatte gesagt, sie hätten es gern. Aber wir hatten nicht für die Sterne gespielt. Kümmern sich die Sterne darum, wenn man für sie Musik macht? »Wenn ich das nur wüßte! Ich fragte Nonno, und er sagte, er glaube es. Und wir setzten uns auf, holten unsere Flöten hervor und spielten auch den Sternen noch ein kleines Lied.

Der Brunnen, der am Abend raunt

Das Land auf der anderen Seite des Wassers und hinter den Bergen hatte ich noch nicht gesehen. Aber als ich eines Tages mit meinem Vater, dem König, im Rosengarten spazierenging, fragte ich ihn, ob ich über die Brücke des Morgenlichts reiten dürfe. Mein Vater, der König, blieb stehen und nahm mein Gesicht zwischen seine beiden Hände. Er sah mich an, sehr freundlich und sehr ernst.

»Mio, mein Mio«, sagte er, »du darfst in meinem Reich überall hingehen, wohin du willst. Du darfst auf der Insel der grünen Wiesen spielen oder in das Land auf der anderen Seite des Wassers und hinter den Bergen reiten, ganz wie du willst. Du darfst reiten, so weit dich Miramis trägt, nach Osten und Westen und Süden und Norden. Nur eines mußt du wissen: Es gibt etwas, das heißt das Land Außerhalb.«

»Das Land Außerhalb?« fragte ich. »Wer wohnt dort?«

»Ritter Kato«, sagte mein Vater, der König, und es legte sich wie ein Schatten über sein Gesicht, »der grausame Ritter Kato.«

Kaum hatte er diesen Namen ausgesprochen, da war es, als zöge etwas Böses und Gefährliches durch den Rosengarten.

Die weißen Vögel flohen in ihre Nester. Trauervogel schrie gellend und schlug mit seinen großen schwarzen Schwingen. Und zu dieser Stunde verwelkten viele Rosen.

»Mio, mein Mio«, sagte mein Vater, der König, »du bist das Liebste, was ich habe, und das Herz wird mir schwer, wenn ich an Ritter Kato denke.« Da brauste es in den Silberpappeln, als ginge ein Sturm über sie hinweg. Viele Blätter fielen zu Boden, und während sie fielen, war es, als weine jemand. Ich hatte Angst vor Ritter Kato, große, große Angst. Aber ich sagte zu meinem Vater, dem König: »Wenn dir das Herz schwer wird, dann denk nicht mehr an ihn.«

Mein Vater, der König, nickte und nahm meine Hand.

»Du hast recht«, sagte er. »Eine kurze Zeit noch will ich es lassen, an Ritter Kato zu denken. Eine kurze Zeit noch sollst du Flöte spielen und im Rosengarten Hütten bauen.«

Dann gingen wir weiter, um Jum-Jum zu suchen. Mein

Vater, der König, hatte zwar viel zu regieren in seinem großen Reich, aber für mich hatte er immer Zeit. Er sagte nie zu mir: »Scher dich weg, ich habe jetzt keine Zeit«, sondern er war gern mit mir zusammen. Jeden Morgen ging er mit mir in den Rosengarten. Er zeigte mir, wo die Vögel ihre Nester gebaut hatten, und sah sich unsere Hütte an und lehrte mich, wie ich auf Miramis reiten sollte, und sprach mit mir und Jum-Jum über alles. Gerade das gefiel mir so – daß er auch mit Jum-Jum sprach. Genau wie es Benkas Vater mit mir getan hatte. Es war immer schön gewesen, wenn Benkas Vater mit mir sprach, und Benka hatte dann so zufrieden ausgesehen, als wenn er dächte: Gewiß ist es mein Vater, aber es gefällt mir, daß er auch mit dir spricht. Und dasselbe empfand ich, wenn mein Vater, der König, mit Jum-Jum sprach.

Dennoch war es gut, daß Jum-Jum und ich immer so lange im Land umherritten. Wie hätte mein Vater, der König, sonst Zeit gefunden, sein großes Reich zu lenken und zu regieren? Wären wir nicht oft den ganzen langen Tag fort gewesen, sicher wäre mein Vater, der König, bei uns geblieben und hätte mit uns gespielt und geredet,

statt zu tun, was er tun mußte. Es war also nur gut, daß ich Jum-Jum und Miramis hatte. Oh, mein Miramis! Wie bin ich auf seinem Rücken durch das Land geritten! Mein Miramis, der mich das erstmal über die Brücke des Morgenlichts trug. Ich werde es nie vergessen. Es war in der Morgendämmerung. Das weiche Gras war feucht vom Tau, und Miramis' goldene Hufe wurden naß, doch das machte nichts. Wir waren ein wenig schläfrig, Jum-Jum und ich, weil wir so zeitig aufgestanden waren, aber sobald wir über die Wiesen ritten und die Luft kühl und frisch und angenehm im Gesicht spürten, wurden wir ganz wach. Als die Sonne aufging, erreichten wir die Brücke des Morgenlichts, die gerade von den Brückenwächtern für den Tag ausgeschwenkt wurde. Wir ritten auf die Brücke, und wir schienen auf Goldstrahlen und Licht zu reiten. Hoch, hoch über das Wasser wölbte sich die Brücke, die höchste und längste Brücke der Welt. Wenn man hinuntersah, wurde einem beinah schwindlig. Miramis' goldene Mähne glänzte in der Sonne. Schneller, schneller und schneller lief er, höher, höher und höher kamen wir auf die Brücke. Miramis' Hufe donnerten wie Gewitter. Es war herrlich, herrlich,

das alles, und bald sollte ich das Land auf der anderen Seite des Wassers sehen, bald, bald.

»Jum-Jum«, rief ich, »Jum-Jum, bist du nicht glücklich, ist es nicht wundervoll ...« Da sah ich, was geschehen würde. Etwas Entsetzliches mußte geschehen. Miramis galoppierte genau auf den Abgrund zu. Die Brücke hörte auf. Mitten in der Luft hörte sie auf. Die Brückenwächter hatten sie nicht ordentlich ausgeschwenkt. Die Brücke reichte nicht bis zum Land auf der anderen Seite des Wassers. Ein unendlicher Abgrund gähnte, ein Abgrund ohne Brücke, eine grundlose Tiefe. Noch nie zuvor war ich so voller Angst gewesen. Ich wollte nach Jum-Jum schreien, aber ich konnte nicht. Ich zerrte an Miramis' Zügeln und versuchte, ihn anzuhalten, aber er gehorchte mir nicht. Er wieherte wild und galoppierte weiter, geradewegs in den Tod, und seine Hufe donnerten. Meine Angst war groß. Bald würden wir in diesen Abgrund rasen, bald würde ich nicht mehr Miramis' Hufe hören, sondern nur noch einen Schrei, wenn er mit flatternder Goldmähne in die Tiefe stürzte. Ich schloß meine Augen und dachte an meinen Vater, den König. Miramis' Hufe donnerten wie Gewitter. Plötzlich

donnerten sie nicht mehr. Zwar hörte ich sie noch immer, doch der Klang war anders geworden: gedämpft und hohl, als ob Miramis auf etwas Weichem galoppierte. Ich öffnete die Augen und sah – ich sah, ja, da sah ich: Miramis galoppierte *in der Luft*. Oh, mein Miramis mit den goldenen Hufen und der goldenen Mähne! Er bewegte sich in der Luft genauso leicht wie auf der Erde. Er konnte über die Wolken laufen und über Sterne springen, wenn er wollte. Niemand hat ein solches Pferd wie ich. Und niemand kann nachfühlen, wie es ist, auf seinem Rücken sitzend gleichsam durch die Luft zu fließen und das Land auf der anderen Seite des Wassers unten, weit unten im Sonnenschein liegen zu sehen.

»Jum-Jum«, rief ich, »Jum-Jum, Miramis kann auf den Wolken galoppieren!«

»Wußtest du das nicht?« fragte Jum-Jum, als sei es gar nichts Besonderes.

»Nein«, sagte ich, »woher sollte ich es wissen?« Da lachte Jum-Jum. »Du weißt so wenig, Mio«, sagte er. Lange Zeit ritten wir dort oben umher. Miramis sprang über die kleinen weißen Wolken, und es war spannend und lustig. Aber schließlich wollten wir landen. Miramis

senkte sich langsam zur Erde. Dann stand er still, und wir waren im Land auf der anderen Seite des Wassers.

»Hier ist eine grüne Wiese für deinen Miramis mit der goldenen Mähne«, sagte Jum-Jum. »Laß ihn hier grasen, während wir weitergehen und Jiri guten Tag sagen.«

»Wer ist Jiri?« fragte ich.

»Du wirst es schon sehen«, sagte Jum-Jum. »Jiri und seine Geschwister wohnen gleich hier in der Nähe.«

Er nahm mich an der Hand und führte mich zu einem Haus. Es war ein kleines weißes Haus mit einem Strohdach, gerade so ein Haus, wie man es aus den Märchen kennt. Man kann nicht erklären, warum ein Haus aussieht wie aus einem Märchen. Liegt es an der Luft, liegt es an den alten Bäumen, zwischen denen es steht, oder liegt es an den Blumen ringsumher, die so duften, wie es nur im Märchen duftet, oder liegt es vielleicht an irgend etwas ganz anderem? Im Hof vor Jiris Haus stand ein alter runder Brunnen. Ich glaube beinah, es war der Brunnen, der machte, daß Jiris Haus aussah wie ein Haus aus einem Märchen. Denn heutzutage gibt es ja diese alten Brunnen nicht mehr; jedenfalls hatte ich vorher niemals einen gesehen.

Fünf Kinder saßen um den Brunnen. Das größte unter ihnen war ein Junge. Er winkte uns herbei und lachte übers ganze Gesicht.

»Ich habe euch kommen sehen«, sagte er. »Ein schönes Pferd habt ihr.«

»Es heißt Miramis«, sagte ich. »Und das hier ist Jum-Jum. Ich heiße Mio.«

»Ich weiß«, sagte der Junge. »Ich heiße Jiri, und das sind meine Geschwister.«

Er sah freundlich und vergnügt aus und seine Geschwister auch, beinah, als freuten sie sich, daß wir gekommen waren.

In der Upplandsgatan war es niemals so. Dort knurrten die Jungen gleich wie Wölfe, wenn man nur in ihre Nähe kam, jedenfalls wenn man nicht näher mit ihnen bekannt war. Es gab immer jemanden, gegen den sie häßlich sein mußten, der nicht dabeisein und mitspielen durfte. Und das war fast immer ich. Benka war der einzige, der mit mir spielen wollte. Es gab da einen großen Jungen, der hieß Janne. Ich hatte ihm nie etwas getan, aber wenn er mich nur sah, sagte er: »Hau ab, oder ich kleb dir eine, daß du wegschwimmst!« Und dann versuchte ich gar

nicht erst mitzuspielen – Verstecken oder was es nun war. Die anderen alle hielten zu Janne und redeten ebenso wie er, denn Janne war groß und stark. Kennt man nur solche wie Janne, so ist man ganz verwundert, wenn man Kinder wie Jiri oder Jum-Jum oder Nonno oder Jiris Schwestern und Brüder trifft, die immer freundlich sind. Jum-Jum und ich setzten uns neben Jiri auf den Brunnenrand. Ich sah in den Brunnen hinunter. Er war so tief, daß man keinen Grund sah.

»Wie holt ihr hier das Wasser herauf?« fragte ich. »Wir holen gar kein Wasser herauf«, sagte Jiri. »Das hier ist kein Wasserbrunnen.« »Was ist es dann für ein Brunnen?« fragte ich. »Wir nennen ihn den Brunnen, der am Abend raunt«, sagte Jiri.

»Warum das?« fragte ich.

»Warte bis zum Abend, dann wirst du es verstehen«, sagte Jiri.

Den ganzen Tag blieben wir bei Jiri und seinen Geschwistern und spielten unter den alten Bäumen. Und als wir hungrig wurden, lief Jiris Schwester Minonna-Nell in die Küche und holte uns Brot. Das war auch solch Brot, das Hunger stillt, und es schmeckte mir genauso gut

wie bei Nonnos Großmutter. Im Gras unter den Bäumen fand ich einen kleinen silbernen Löffel. Ich zeigte ihn Jiri. Da wurde er traurig. »Der Löffel unserer Schwester«, sagte er. »Mio hat den Löffel unserer Schwester gefunden!« rief er seinen Geschwistern zu.

»Wo ist deine Schwester?« fragte ich ihn. »Ritter Kato«, sagte Jiri, »der grausame Ritter Kato hat sie geraubt.«

Als er den Namen aussprach, wurde um uns her die Luft kalt wie Eis. Die große Sonnenblume, die im Garten stand, welkte und starb, und viele, viele Schmetterlinge verloren ihre Flügel und konnten nicht mehr fliegen. Und ich hatte Angst vor Ritter Kato, große, große Angst.

Ich wollte Jiri den kleinen silbernen Löffel geben, aber er sagte:

»Du darfst den Löffel unserer Schwester behalten. Sie braucht ihn nie mehr, und du hast ihn ja gefunden.« Seine kleinen Geschwister weinten, als sie hörten, daß ihre Schwester nie mehr einen Löffel brauchte. Doch nachher fingen wir wieder an zu spielen und dachten nicht mehr an das, was traurig war. Den Löffel steckte ich in die Tasche und hatte ihn bald vergessen.

Während wir noch spielten, sehnte ich den Abend

herbei, denn ich wollte gern mehr über diesen seltsamen Brunnen erfahren. Endlich verging der Tag, und es begann zu dunkeln.

Jiri und seine Geschwister sahen sich ganz merkwürdig an, und Jiri sagte: »Jetzt!« Sie liefen alle zum Brunnen und setzten sich auf den Brunnenrand. Jum-Jum und ich setzten uns neben sie.

»Seid ganz leise«, sagte Jiri.

Ganz still saßen wir da und warteten. Es wurde noch etwas dunkler zwischen den alten Bäumen, und Jiris Haus sah noch mehr nach einem Haus aus einem Märchen aus. Dort stand es in einem grauen, wunderlichen Dunkel, keinem ganz schwarzen Dunkel, denn es war noch immer die Dämmerstunde. Etwas Graues, Wunderliches und Altes lag über dem Haus und über den Bäumen, aber vor allem lag es über dem Brunnen, auf dessen Rand wir erwartungsvoll im Kreise saßen. »Seid ganz leise«, flüsterte Jiri, obwohl wir schon eine Weile überhaupt nichts gesagt hatten. Und weiter saßen wir still, und es wurde noch etwas dunkler und grauer zwischen den Bäumen, und ich vernahm keinen Laut mehr in diesem völligen Schweigen. Aber dann,

dann hörte ich etwas. Ja, ich hörte etwas. Ich hörte, wie es unten im Brunnen zu raunen begann. Tief, tief dort unten begann es zu flüstern und zu murmeln. Es war eine wundersame Stimme, und sie glich keiner anderen Stimme.

Und die Stimme raunte Märchen, Märchen, die keinem anderen Märchen glichen und die noch schöner waren als alle Märchen, die ich kannte.

Es gibt fast nichts, was ich mehr liebe als Märchen, und ich beugte mich weit über den Brunnenrand, um mehr und mehr von dem zu hören, was die Stimme raunte. Manchmal sang die Stimme, und es war ein seltsamer und schöner Gesang, der aus dem Brunnen emporstieg.

»Was ist das nur für ein wunderlicher Brunnen?« fragte ich Jiri leise.

»Ein Brunnen voll von Märchen und Liedern. Das ist alles, was ich weiß«, sagte Jiri. »Ein Brunnen, voll von Märchen und Liedern, die vor langer Zeit einmal in der Welt waren und die längst vergessen sind. Und nur dieser Brunnen, der am Abend raunt, er kennt sie noch alle.«

Wie lange wir dort saßen, weiß ich nicht. Zwischen den Bäumen wurde es dunkler und dunkler, und die Stimme

aus dem Brunnen wurde schwächer und schwächer. Und schließlich hörten wir sie nicht mehr. Auf der grünen Wiese drüben wieherte Miramis. Sicher wollte er mich daran erinnern, daß es Zeit sei, zu meinem Vater, dem König, zurückzukehren. »Leb wohl, Jiri, leb wohl, Minonna-Nell, alle zusammen lebt wohl!« sagte ich.

»Leb wohl, Mio, leb wohl, Jum-Jum«, sagte Jiri. »Kommt bald wieder.« »Ja, wir kommen bald wieder«, sagte ich. Wir holten Miramis und kletterten auf seinen Rücken, und heimwärts ging es in vollem Galopp. Es war nicht mehr so dunkel, denn der Mond war am Himmel aufgestiegen und beleuchtete die grünen Wiesen und die stillen Bäume. Sie glänzten wie Silber, genau wie die Pappeln zu Hause in meines Vaters, des Königs, Rosengarten.

Wir kamen zur Brücke des Morgenlichts, aber ich erkannte sie fast nicht wieder. Sie war völlig anders. Sie schien jetzt aus Silberstrahlen gebaut zu sein. »Am Abend hat sie einen anderen Namen«, sagte Jum-Jum, als wir auf die Brücke ritten. »Wie heißt sie am Abend?« fragte ich. »Brücke des Mondlichts«, sagte Jum-Jum. Wir ritten über die Brücke des Mondlichts, die bald von den

Wächtern eingezogen werden sollte, und wir sahen die Lagerfeuer der Hirten auf der Insel der grünen Wiesen wie kleine Flammen weit, weit in der Ferne. Überall in der Welt war es still, ganz still, und man hörte nur die Hufe von Miramis, die auf der Brücke dröhnten. Seine Goldmähne hatte sich in eine Silbermähne verwandelt, und Miramis sah nun im Mondschein fast aus wie ein Gespensterpferd.

Ich mußte an den Brunnen denken, der am Abend raunt, und an all die Märchen, die ich gehört hatte. Eines hatte mir besonders gefallen. Das begann: Es war einmal ein Königssohn, der ritt auf einem weißen Pferd im Mondschein ...

Konnte ich das nicht sein? Ich war doch ein Königssohn.

Näher und näher kamen wir der Insel der grünen Wiesen. Miramis' Hufe donnerten wie Gewitter. Und ich dachte noch immer an das eine Märchen, das so schön war:

Es war einmal ein Königssohn, der ritt auf einem weißen Pferd im Mondschein ...

Es war einmal ein Königssohn,
der ritt auf einem weißen Pferd
im Mondschein

Damals, als ich noch bei Onkel Sixten und Tante Edla wohnte, holte ich mir Märchenbücher aus der Stadtbibliothek. Aber davon hielt Tante Edla nicht viel.

»Sitzt du schon wieder rum und steckst die Nase in ein Buch«, sagte sie. »Deshalb bist du auch so winzig und so blaß und elend – weil du nicht draußen sein willst wie andere Kinder.«

Dabei *war* ich draußen, fast immer war ich draußen. Vielleicht hätten es Tante Edla und Onkel Sixten jedoch am liebsten gesehen, wenn ich ganz draußen geblieben wäre. Jetzt werden sie wohl froh sein, glaube ich, jetzt, da ich nie mehr hineinkomme. Nur an den Abenden las ich in den Büchern, aber deshalb konnte ich ja wohl nicht blaß sein.

Ich wünschte nur, Tante Edla könnte sehen, wie groß und kräftig und braungebrannt und gesund ich jetzt bin. Ich bin ganz von der Sonne verbrannt, und stark bin ich auch. Wäre mir die eine Hand auf dem Rücken

festgebunden, ich könnte mit der anderen diesen Janne verprügeln, wenn ich in der Upplandsgatan wäre. Aber ich glaube nicht, daß ich es tun würde, weil ich es nicht will.

Ich möchte nur wissen, was Tante Edla sagen würde, wenn sie von dem Brunnen hörte, der am Abend raunt. Ich meine, wenn sie erfahren würde, daß man Märchen hören kann, ohne seine Nase in Bücher zu stecken, ohne herumzusitzen und blaß zu werden, sondern daß man draußen in der frischen Luft sein kann und trotzdem so viele Märchen hört, wie man will. Am Ende würde sogar Tante Edla damit zufrieden sein, wenn sie auch sonst mit nichts zufrieden ist. Ja, sie sollte nur wissen, daß es im Land der Ferne einen Brunnen gibt, der einem Märchen erzählt: Es war einmal ein Königssohn, der ritt auf einem weißen Pferd im Mondschein. Durch den Wald der Dunkelheit ritt er ...

So hatte der Brunnen es erzählt. Und ich, ich mußte immer daran denken. Ich hatte das Gefühl, als hätte der Brunnen damit etwas Besonderes gemeint: daß ich der Königssohn sei, der durch den Wald der Dunkelheit geritten war, und daß ich es noch einmal tun müßte.

Hatte der Brunnen einen ganzen Abend nur für mich geraunt und gesungen, um mich daran zu erinnern, was ich tun sollte?

Ich fragte meinen Vater, den König, wo der Wald der Dunkelheit sei, und er wußte es.

»Der Wald der Dunkelheit ist im Land hinter den Bergen«, sagte er, und seine Stimme klang traurig. »Warum willst du das wissen, Mio, mein Mio?«

»Ich will heute nacht dorthin reiten, heute nacht, wenn der Mond scheint«, sagte ich. Da blickte mich mein Vater, der König, seltsam an. »So, jetzt schon?« sagte er, und seine Stimme klang noch trauriger.

»Möchtest du das nicht?« fragte ich. »Vielleicht bist du unruhig, wenn ich draußen bin und in der Nacht durch den Wald der Dunkelheit reite?« Mein Vater, der König, schüttelte den Kopf. »Nein, warum sollte ich?« sagte er. »Ein Wald, der friedlich im Mondschein schläft, will nichts Böses.« Aber dann saß er stumm da und stützte den Kopf in die Hände, und ich ahnte, daß er an etwas sehr Trauriges dachte. Ich ging zu ihm, legte meine Arme um seine Schultern, um ihn zu trösten, und sagte: »Soll ich bei dir bleiben?«

Er sah mich lange an, und seine Augen blickten traurig.

»Nein, Mio, mein Mio, du darfst nicht bleiben. Der Mond ist bereits aufgegangen, und der Wald der Dunkelheit erwartet dich.«

»Bist du ganz bestimmt nicht traurig?« fragte ich.
»Ganz bestimmt nicht«, sagte er und streichelte mein Haar. Ich sprang auf, um Jum-Jum zu fragen, ob er mitkommen wolle in den Wald der Dunkelheit. Aber als ich ein paar Schritte gelaufen war, rief mein Vater, der König: »Mio, mein Mio!«

Ich wandte mich um. Da stand mein Vater, der König, und streckte seine Arme aus. Und ich lief zurück und warf mich an seine Brust, und lange, lange hielt er mich an sich gedrückt.

»Ich komme doch bald wieder«, sagte ich. »Tust du das?« fragte mein Vater, der König. Ganz leise flüsterte er es.

Draußen vor dem Haus des Rosengärtners fand ich Jum-Jum und erzählte ihm, ich wollte durch den Wald der Dunkelheit reiten. »So«, sagte er, »endlich!«

Ich fand es seltsam, daß mein Vater, der König, »So, jetzt schon« sagte und Jum-Jum »So, endlich«, weil ich

durch den Wald der Dunkelheit reiten wollte. Doch ich dachte nicht lange darüber nach. »Kommst du mit?« fragte ich Jum-Jum. Jum-Jum seufzte. »Ja«, sagte er. »Ja – ja!«

Wir holten Miramis, der im Rosengarten graste, und ich sagte ihm, er solle uns zum Wald der Dunkelheit bringen. Da begann Miramis zu tänzeln, als hätte er seit langer Zeit nichts Schöneres gehört. Und als Jum-Jum und ich auf seinem Rücken saßen, sauste er davon wie der Blitz.

»Mio, mein Mio«, hörte ich meinen Vater, den König, noch rufen, als wir aus dem Rosengarten ritten. Es war der traurigste Ruf, den ich je gehört hatte. Aber ich konnte nicht zurück. Ich konnte nicht. Das Land hinter den Bergen war weit entfernt. Ohne ein Pferd wie Miramis wären wir nie dorthin gekommen. Nie hätten wir über die hohen Berge klettern können, die fast bis an den Himmel reichten. Allein für Miramis gab es kein Hindernis. Wie ein Vogel schwebte er über die Bergspitzen hinweg. Auf der höchsten Spitze, dort, wo der ewige Schnee lag, ließ ich ihn niedergehen. Und wir saßen auf Miramis' Rücken und sahen hin über das Land, das uns am Fuß des Berges erwartete. Da lag im

Mondschein der Wald der Dunkelheit und sah schön aus und gar nicht gefährlich. Es war also wahr, daß ein Wald, der im Mondschein schläft, nichts Böses will. Ja, mein Vater, der König, hatte recht: Hier waren nicht nur die Menschen gut. Alle Wälder und Wiesen und Bäche und alle grünen Haine, auch sie waren gut und wollten nichts Böses. Und die Nacht war gut, war freundlich wie der Tag, der Mond schien mild wie die Sonne, und die Dunkelheit war eine gute Dunkelheit. Hier gab es nichts, wovor man Angst haben mußte.

Nur eines gab es, wovor man sich fürchten mußte. Eines nur. Als wir so auf Miramis' Rücken saßen, sah ich weit hinter dem Wald der Dunkelheit ein Land, das noch viel dunkler war, und die Dunkelheit dort war nicht gut. Denn man konnte nicht in sie hineinsehen, ohne zu zittern.

»Was ist das für ein unheimliches Land?« fragte ich Jum-Jum.

»Das Land Außerhalb beginnt dort«, sagte Jum-Jum.
»Dort liegt die Grenze des Landes Außerhalb.« Ich sagte:
»Ritter Katos Land!« Da zitterte Miramis, als fröre er, und große Felsblöcke lösten sich von der Bergwand und stürzten krachend in das Tal hinunter.

Ja, nur einen gab es, vor dem man sich fürchten mußte: Ritter Kato. Vor ihm mußte man sich fürchten, sehr, sehr fürchten. Aber ich wollte nicht an ihn denken. »Der Wald der Dunkelheit«, sagte ich zu Jum-Jum. »Der Wald der Dunkelheit – dort will ich jetzt hin.« Da wieherte Miramis, und wild erklang das Echo von den Bergwänden.

Dann schwebte Miramis leicht durch die Luft, dem Mondscheinwald am Fuß des Berges entgegen. Und aus dem Wald stieg es auf, als wieherten hundert Pferde in der Nacht. Tiefer und tiefer schwebten wir, bis Miramis' Hufe weich, ganz weich die Baumkronen berührten. Zwischen grünem Laub sanken wir nieder. Wir waren im Wald der Dunkelheit.

In sehr vielen Wäldern bin ich noch nicht gewesen, aber einen Wald, der diesem glich, konnte es nicht geben. Der Wald der Dunkelheit hatte ein Geheimnis. Ich fühlte, hier gab es ein großes und seltsames Geheimnis. Vielleicht hatte der Mond einen Schleier darüber gebreitet, um es mir zu verbergen. Es säuselte in den Bäumen. Sie flüsterten von dem Geheimnis, aber ich konnte es nicht verstehen. Die Bäume standen ganz still und

schimmerten im Mondschein. Sie kannten das Geheimnis, aber ich kannte es nicht.

Plötzlich hörten wir von weit her donnernde Hufe. Es klang, als galoppierten hundert Pferde durch die Nacht. Miramis wieherte, und es war, als wieherten ihm hundert Pferde Antwort. Näher und näher kam das Donnern der Hufe, wilder und lauter wurde das Wiehern, und mit einemmal waren sie bei uns, hundert weiße Pferde mit flatternden Mähnen. Miramis warf sich in den Haufen, und sie sprengten zusammen über eine Lichtung im Wald.

Jum-Jum und ich waren abgesprungen. Wir standen unter einem Baum und sahen die weißen Pferde, Miramis an ihrer Spitze, im Mondschein wild hin und her galoppieren.

»Sie sind so glücklich«, sagte Jum-Jum. »Warum sind sie glücklich?« fragte ich. »Weil Miramis heimgekommen ist«, sagte Jum-Jum. »Wußtest du nicht, daß Miramis im Wald der Dunkelheit zu Hause ist?«

»Nein, das wußte ich nicht«, sagte ich. »Du weißt so wenig, Mio«, sagte Jum-Jum. »Wie ging es denn zu, daß ich Miramis bekam?« fragte ich.

»Unser Herr, der König, gebot, eines seiner weißen Pferde solle zur Insel der grünen Wiesen kommen, um dein Pferd zu werden.«

Ich sah zu Miramis hin, der im Mondschein galoppierte und glücklich war, und ich wurde plötzlich unruhig. »Jum-Jum, glaubst du, daß Miramis traurig ist, weil er bei mir sein muß?« fragte ich. »Vielleicht hat er immer Sehnsucht nach seinem Wald der Dunkelheit?« Als ich das sagte, kam Miramis zu mir gesprengt. Er legte seinen Kopf an meine Schulter. So stand er eine lange Zeit still und wieherte nur manchmal ganz leise.

»Siehst du, er will lieber bei dir sein«, sagte Jum-Jum. Darüber war ich froh. Ich streichelte Miramis und gab ihm ein Stück Zucker, und er nahm es mit weichen Lippen aus meiner Hand. Dann ritten wir weiter durch den Wald, und die hundert weißen Pferde folgten uns. Ich spürte das Geheimnis, das uns umgab. Der ganze Wald kannte es. Jeder Baum, die grünen Linden und Espen, die so sanft über unseren Köpfen rauschten, als wir geritten kamen, die weißen Pferde und auch die Vögel, die vom Gestampfe der Hufe geweckt wurden, sie alle kannten es, nur ich nicht. Jum-Jum hatte schon recht, wenn er sagte:

»Du weißt so wenig, Mio.« Miramis fiel in Galopp und die anderen weißen Pferde auch. Wir ritten schnell. Mein roter Mantel blieb an einem Ast hängen. Vielleicht wollte der Baum mich zurückhalten, vielleicht wollte er mir das Geheimnis erzählen. Aber ich hatte es eilig. Ich galoppierte weiter, und in meinen Mantel kam ein großer Riß.

Mitten im Wald stand ein Haus, ein kleines weißes Haus mit einem Strohdach. Es stand zwischen Apfelbäumen. Die Apfelblüten leuchteten im Mondschein. Ein Fenster war offen, und man hörte im Innern etwas gleichmäßig klappen. Es hörte sich an, als säße dort jemand und webte.

»Wollen wir sehen, wer dort webt?« fragte ich Jum-Jum.

»Ja, das können wir«, sagte Jum-Jum. Wir sprangen von Miramis ab und folgten dem Pfad zwischen den Apfelbäumen zum Haus. Wir klopfen an die Tür, und das Klappen hörte auf. »Kommt herein, ihr kleinen Jungen«, sagte jemand. »Ich habe schon lange auf euch gewartet.«

Wir gingen in das Haus, und da saß eine Weberin vor

ihrem Webstuhl.

Sie sah freundlich aus und nickte uns zu. »Warum wachst du und webst in der Nacht?« fragte ich.

»Ich webe Traumstoff«, sagte sie. »Und das muß man in der Nacht tun.«

Der Mond leuchtete ins Fenster und schien auf ihr Gewebe. Ich sah, wie schön es schimmerte. »Märchengewebe und Traumstoff werden in der Nacht gewebt«, sagte sie.

»Was verwebst du, daß es so schön wird«, fragte ich. Sie antwortete nicht, sondern begann wieder zu weben. Sie schob das Schiffchen durch die Fäden und summte leise vor sich hin:

»Strahl des Mondes, Mondesstrahl,
Herzblut rot und warm,
Silber, Silber, Purpur auch,
Apfelblüte, Apfelblüte
macht Gewebe lind und weich,
weicher als der Nachtwind geht im Grase.

Und doch singt Trauervogel überm Walde ...«

Sie sang leise und eintönig. Als sie geendet hatte, hörte ich draußen im Wald einen anderen Gesang, und ich

erkannte ihn wieder. Es war, wie die Weberin gesummt hatte: Trauervogel sang überm Walde. Er saß auf einer Baumspitze, und er sang, daß es weh tat.

»Was singt Trauervogel?« fragte ich die Weberin. Da weinte sie. Ihre Tränen tropften auf das Gewebe hinunter und wurden zu kleinen klaren Perlen, und der Stoff wurde noch viel schöner als zuvor. »Was singt Trauervogel?« fragte ich noch einmal. »Er singt von meiner kleinen Tochter«, sagte die Weberin und weinte noch mehr. »Er singt von meiner kleinen Tochter, die geraubt worden ist.« »Wer hat deine kleine Tochter geraubt?« fragte ich. Aber ich wußte es schon. Ich brauchte es nicht mehr zu hören.

»Sag den Namen nicht«, bat ich. »Nein, denn sonst erlischt der Mondschein«, sagte die Weberin. »Der Mondschein erlischt, und die weißen Pferde weinen Blut.« »Weshalb weinen sie Blut?« fragte ich. »Um des kleinen Fohlens willen, das auch geraubt worden ist«, sagte die Weberin. »Hör, wie Trauervogel überm Walde singt.« Und ich hörte durch das offene Fenster, wie Trauervogel draußen sang. Schon oft hatte Trauervogel für mich im Rosengarten gesungen, aber nie hatte ich

verstanden, wovon er sang. Nun wußte ich es. Er sang von all den Geraubten, von der kleinen Tochter der Weberin, von Nonnos Brüdern und Jiris Schwester und vielen, vielen anderen, die der grausame Ritter Kato eingefangen und zu seiner Burg geschleppt hatte.

Deshalb trauerten sie in den kleinen Hütten auf der Insel der grünen Wiesen und im Land auf der anderen Seite des Wassers und jenseits der Berge. Sie trauerten um die Kinder, um all die Kinder, die fort waren. Sogar die weißen Pferde im Wald der Dunkelheit trauerten und weinten Blut, wenn sie nur den Namen des Räubers hörten.

Ritter Kato! Ich hatte Angst vor ihm, große, große Angst. Aber als ich dort in dem Haus stand und Trauervogel singen hörte, da wußte ich plötzlich, warum ich in der Nacht durch den Wald der Dunkelheit geritten war. Hinter dem Wald der Dunkelheit liegen die Grenzpfähle des Landes Außerhalb. Und dort, dort sollte ich eigentlich hin. Dort sollte ich hin, um mit Ritter Kato zu kämpfen, obwohl ich Angst hatte, große Angst. Ja, ich hatte große Angst, und wenn ich daran dachte, was ich tun mußte, konnte ich nur noch weinen. Die Weberin

hatte wieder angefangen zu weben. Sie summt die eintönige Weise vom »Strahl des Mondes, Mondesstrahl, Herzblut rot und warm« vor sich hin und kümmerte sich nicht mehr um Jum-Jum und mich.

»Jum-Jum«, sagte ich, und meine Stimme klang ganz eigenartig, »Jum-Jum, nun reite ich in das Land Außerhalb.«

»Ich weiß«, sagte Jum-Jum. Ich war sehr erstaunt.

»Wie kannst du das wissen?« fragte ich. »Ich selbst weiß es doch erst seit jetzt – eben jetzt.« »Du weißt so wenig, Mio«, sagte Jum-Jum. »Aber du, du weißt alles?« fragte ich.

»Ja, ich weiß«, sagte Jum-Jum. »Schon lange weiß ich, daß du in das Land Außerhalb sollst. Alle wissen es.«
»Alle wissen es?«

»Ja«, sagte Jum-Jum. »Trauervogel weiß es. Die Weberin hier weiß es. Hundert weiße Pferde wissen es. Der ganze Wald der Dunkelheit weiß es, die Bäume flüstern davon, und das Gras und die Apfelbäume hier draußen, sie alle wissen es.« »Sie wissen es?« fragte ich.

»Jeder Hirte auf der Insel der grünen Wiesen weiß es, und er spielt es nachts auf seiner Flöte. Nonno weiß es,

seine Großmutter weiß es, und Jiri und seine Geschwister und der Brunnen, der am Abend raunt, wissen es. Ich sage dir, sie alle wissen es.« »Und mein Vater, der König ...« flüsterte ich. »Dein Vater, der König, hat es allezeit gewußt«, sagte Jum-Jum.

»Will er, daß ich gehe?« fragte ich, und ich konnte nicht verhindern, daß meine Stimme ein wenig zitterte. »Ja, er will es«, sagte Jum-Jum. »Er ist traurig, aber er will, daß du gehst.«

»Aber ich habe große Angst«, sagte ich und fing an zu weinen. Jetzt erst merkte ich richtig, wie ich mich fürchtete. Ich ergriff Jum-Jums Arm.

»Jum-Jum, ich getraue mich nicht«, sagte ich. »Warum will mein Vater, der König, daß gerade ich es tun soll?«

»Nur ein Kind aus königlichem Blut kann es tun«, sagte Jum-Jum. »Nur ein Kind aus königlichem Blut.«

»Und wenn es nun mein Tod ist?« sagte ich und packte Jum-Jum ganz fest am Arm. Er antwortete nicht.

»Will mein Vater, der König, daß ich trotzdem gehe?«

Die Weberin hatte aufgehört zu weben, und es war ganz still im Haus. Trauervogel schwieg. Die Bäume bewegten ihre Blätter nicht, kein Rauschen war zu hören. Es war

vollkommen still. Jum-Jum nickte. »Ja«, sagte er, und er sprach so leise, daß ich es kaum hörte.

»Dein Vater, der König, will, daß du trotzdem gehst.«
Ich war ganz verzweifelt.

»Ich getraue mich nicht!« schrie ich. »Ich getraue mich nicht! Ich getraue mich nicht!«

Jum-Jum antwortete nichts. Er sah mich nur an und sagte kein Wort. Aber Trauervogel fing wieder an zu singen, und es war ein Lied, das mein Herz beinah stillstehen ließ.

»Er singt von meiner kleinen Tochter«, sagte die Weberin, und ihre Tränen fielen auf das Gewebe und wurden zu Perlen.

Ich ballte die Fäuste.

»Jum-Jum«, sagte ich, »ich gehe. Ich gehe ins Land Außerhalb.«

Da drang ein Brausen durch den Wald der Dunkelheit, und Trauervogel sang einen Triller wie nie zuvor. »Ich wußte es«, sagte Jum-Jum. »Leb wohl, Jum-Jum«, sagte ich und spürte, daß ich wieder weinen wollte. »Leb wohl, lieber Jum-Jum.« Da blickte Jum-Jum mich an, und seine Augen waren so freundlich wie Benkas Augen. Dann

lächelte er ein wenig. »Ich folge dir«, sagte er.

Er war mein Freund, Jum-Jum, er war wirklich mein Freund! Ich wurde sehr glücklich, als er sagte, er wolle mir folgen. Aber ich wollte nicht, daß er sich einer Gefahr aussetzte.

»Nein, Jum-Jum«, sagte ich. »Wohin ich gehe, dorthin kannst du mir nicht folgen.«

»Ich folge dir«, sagte Jum-Jum. »Ein Kind aus königlichem Blut, reitend auf einem weißen Pferd mit goldener Mähne, mit einem einzigen Freund als Gefolge – so ist es gesagt worden. Du willst doch nicht ändern, was seit tausend und abertausend Jahren vorausbestimmt ist?«

»Seit tausend und abertausend Jahren«, sagte die Weberin. »Ich hörte, wie die Winde an dem Abend davon sangen, als ich meine Apfelbäume pflanzte, und das ist nun sehr lange her. Tausend und abertausend Jahre.« Sie nickte.

»Komm, Mio, ich will deinen Mantel flicken«, sagte sie dann. Sie schnitt ihr Gewebe ab und nahm ein Stück davon und flickte den Riß, den mein Mantel bekommen hatte, als ich durch den Wald ritt. Sie fütterte sogar den

ganzen Mantel mit diesem schimmernden Stoff, und er hing leicht und weich und warm über meinen Schultern.

»Mein bestes Gewebe gebe ich dem, der meine kleine Tochter rettet«, sagte die Weberin. »Und Brot sollst du haben, Brot, das Hunger stillt. Verschwende es nicht. Hungerwege liegen vor dir.«

Sie gab mir Brot, und ich dankte ihr. Dann wandte ich mich zu Jum-Jum. »Sind wir fertig, Jum-Jum?« »Ja, wir sind fertig«, sagte Jum-Jum. Wir gingen zur Tür hinaus. Wir folgten dem Pfad zwischen den Apfelbäumen. Wir bestiegen Miramis. Da breitete Trauervogel seine großen schwarzen Schwingen aus und flog den Bergen zu. Die hundert weißen Pferde standen unbeweglich und sahen uns nach, als wir zwischen den Bäumen davonritten. Sie folgten uns nicht. Die Apfelblüten leuchteten wie Schnee im Mondschein. Sie leuchteten wie Schnee – vielleicht sollte ich nie mehr so schöne weiße Apfelblüten sehen ...

Die verzauberten Vögel

Vielleicht sollte ich niemals mehr Apfelblüten und grüne Bäume und weiches Gras sehen. Denn nun zogen wir einem Land entgegen, wo es keine Blumen gab und wo keine Bäume wachsen konnten und kein Gras. Wir ritten durch die Nacht. Wir ritten und ritten. Bald gab es keinen freundlichen Mondscheinwald mehr. Er lag hinter uns. Und vor uns wurde es dunkler. Der Mondschein war ausgelöscht.

Der Boden wurde steinig und hart. Kahle Felswände stiegen überall empor. Sie rückten näher und näher an uns heran. Schließlich ritten wir auf einem engen, düsteren Pfad tief unten zwischen zwei hohen schwarzen Bergen vorwärts.

»Wenn nur der Weg nicht so düster wäre«, sagte Jum-Jum. »Wenn nur die Berge nicht so schwarz wären und wir nicht so klein und einsam.«

Der Pfad schlängelte und krümmte sich, und es war, als lauerten hinter jeder Biegung tausend Gefahren. Sicher empfand das auch Miramis. Er bebte am ganzen Leib und wollte umkehren. Aber ich hielt die Zügel fest und zwang

ihn weiter. Schmäler wurde der Pfad. Die schwarzen Berge daneben wurden höher. Das Dunkel verdichtete sich. Endlich kamen wir an eine enge Öffnung zwischen den Felswänden, die einer Pforte glich. Und dahinter lag eine Finsternis, schwärzer als alle Finsternisse der Welt.

»Das Land Außerhalb« flüsterte Jum-Jum. »Der Eingang zum Land Außerhalb.«

Miramis bäumte sich wild und wieherte, daß es kaum zu ertragen war. Er hörte sich grauenvoll an, und es war das einzige, was man hörte. Denn die Finsternis hinter der Pforte war stumm. Sie war stumm und schien auf uns zu lauern. Sie wartete nur darauf, daß wir die Grenze überschritten.

Ich wußte, daß ich in die Finsternis hinein mußte, aber ich hatte keine Furcht mehr. Nun, da ich wußte, es war seit tausend und abertausend Jahren bestimmt, daß ich durch diese dunkle Pforte sollte, fühlte ich mich mutiger.

Ich dachte: Was geschehen muß, mag geschehen. Vielleicht würde ich nie mehr zurückkommen, aber ich wollte nicht mehr furchtsam sein. Ich trieb Miramis in die Finsternis hinein. Er spürte, daß ich nicht daran dachte, ihn umkehren zu lassen, und er sprengte durch

die enge Pforte, als wolle er durchgehen. Dann sprengte er weiter auf den finsternen Wegen. Wir rasten durch die Nacht. Um uns her war es schwarz. Wir sahen weder Weg noch Steg. Aber Jum-Jum war bei mir. Er saß hinter mir und hielt sich an mir fest und drückte sich an meinen Rücken. Ich liebte ihn noch mehr als sonst. Ich war nicht allein. Ich hatte einen Freund, der mir folgte, einen einzigen Freund, genau wie es gesagt war. Wie lange wir durch die Finsternis rasten, weiß ich nicht. Vielleicht war es nur eine kurze Weile, vielleicht waren es viele, viele Stunden. Oder, fast schien es so, waren es tausend und abertausend Jahre? Es war, als ritte man in einem Traum, einem dieser bösen Träume, aus denen man mit einem Schrei erwacht und noch lange Zeit danach von Entsetzen gepackt ist. Dies jedoch war kein Traum, aus dem man erwachte. Wir ritten und ritten. Wir wußten nicht, wo. Wir wußten nicht, wie weit. Wir ritten nur immer durch die Nacht.

Plötzlich blieb Miramis mit einem Ruck stehen. Wir waren an einen See gekommen. Und kein Traum konnte so entsetzlich sein wie dieser See. Manchmal hatte ich von großem schwarzem Wasser geträumt, das sich vor

mir öffnete, aber niemals habe ich, niemals hat wohl irgendein Mensch von einem Wasser geträumt, so schwarz wie das Wasser vor uns, das ich mit meinen Augen sah. Es war das wüsteste, schwärzeste Wasser der Welt. Und um den See herum gab es nichts als nur hohe schwarze, kahle Felsen. Über dem finsternen Wasser kreisten Vögel, viele Vögel. Man sah sie nicht, aber man hörte sie. Und nie habe ich etwas Kläglicheres gehört als ihre Schreie. Sie taten mir so leid. Es hörte sich an, als riefen sie um Hilfe. Es hörte sich an, als wären sie verzweifelt und weinten. Auf der anderen Seite des Sees, auf dem allerhöchsten

Felsen, lag eine große schwarze Burg. Ein einziges Fenster war erleuchtet. Einem Auge glich dieses Fenster, einem roten, unheimlichen und entsetzlichen Auge, das in die Nacht starrte und Böses wollte. »Ritter Katos Burg«, flüsterte Jum-Jum, und Miramis zitterte an allen Gliedern.

Ritter Katos Burg! Dort war sie. Dort auf der anderen Seite dieses schwarzen Wassers wohnte der Feind, zu dem ich gekommen war, um gegen ihn zu kämpfen. Dieses böse Auge, das über den See starrte, erschreckte

mich, obwohl ich nicht mehr furchtsam sein wollte. Ich schreckte zurück. Wie sollte einer, der so klein war wie ich, jemanden besiegen können, der so böse und gefährlich war wie Ritter Kato ?

»Du müßtest ein Schwert haben«, sagte Jum-Jum. Gerade hatte er es gesagt, als wir in der Nähe jemanden jammern hörten.

»Oh ... oh ... oh«, klagte die jammernde Stimme. »Ich sterbe vor Hunger. Oh ... oh ... oh!« Es konnte gefährlich sein, sich dem Jammernden zu nähern. Es konnte jemand sein, der uns in eine Falle locken wollte. Aber ich dachte: Wer es auch sein mag, ich muß ihn aufsuchen und nachsehen, ob er wirklich Hilfe braucht.

»Wir müssen sehen, wer es ist«, sagte ich zu Jum-Jum. »Wir müssen ihm helfen.« »Ich folge dir«, sagte Jum-Jum.

»Und du, Miramis, bleibst hier«, sagte ich und streichelte Miramis' Nase. Er wieherte ängstlich.

»Sei nicht unruhig«, sagte ich. »Wir kommen bald wieder.«

Weit entfernt konnte der Jammernde nicht sein. Doch es war schwer, ihn in der Dunkelheit zu finden. »Oh ... oh

... oh«, hörten wir die Stimme von neuem. »Ich sterbe vor Hunger. Oh ... oh ... oh!« Wir tasteten uns zu der Stelle, von wo das Jammern kam, wir stolperten über Steine und stürzten in der Finsternis zu Boden. Endlich stießen wir auf eine alte Hütte. Sie war morsch und verfallen. Hätte sie sich nicht an eine Felswand gelehnt, wäre sie sicher umgefallen. Ein schwacher Schimmer drang aus dem Fenster, und wir schlichen näher und blickten hinein. Drinnen saß ein Greis, ein kleiner elend aussehender Greis mit grauem, strohigem Haar. Auf seiner Herdstelle brannte ein Feuer, und er saß davor, schwankte hin und her und jammerte: »Oh ... oh ... oh ... Ich sterbe vor Hunger. Oh ... oh ... oh!«

Wir gingen hinein. Der kleine Greis wurde ganz still und starrte uns an. Wir hatten die Tür geschlossen, und er starrte uns entgegen, als hätte er etwas wie uns noch nie gesehen. Er hielt die mageren alten Hände hoch, als fürchtete er sich.

»Tut mir nichts Böses«, flüsterte er. »Tut mir nichts Böses!«

»Wir sind nicht gekommen, um dir Böses zu tun«, sagte ich. »Wir hörten, daß du hungrig bist. Wir kommen, um

dir Brot zu geben.«

Und ich holte von dem Brot heraus, das ich von der Weberin bekommen hatte, und reichte es dem Greis. Er starrte mich nur weiter an und sah ängstlich aus, so furchtbar ängstlich, als glaubte er, ich wollte ihn in eine Falle locken.

Noch dichter hielt ich ihm das Brot entgegen und sagte:

»Nimm das Brot, hab keine Angst!« Da streckte er vorsichtig die Hand aus und nahm es. Er nahm es zwischen seine Hände und befühlte es. Dann hielt er es an die Nase und roch daran. Und dann begann er zu weinen.

»Es ist Brot«, flüsterte er. »Es ist Brot, das Hunger stillt.« Und jetzt aß er. Nie habe ich einen Menschen so essen sehen. Er aß und aß und weinte dabei. Er aß das Brot auf und suchte noch nach jedem Krümel, der auf seine Kleider gefallen war. Er suchte und suchte, und erst als kein Krümel mehr zu finden war, starrte er uns wieder an und sagte:

»Woher kommt ihr? Wo gibt es solch Brot? Um meiner Hungertage willen – sagt mir, woher kommt ihr?« »Wir kommen aus dem Land der Ferne. Dort gibt es Brot«,

sagte ich.

»Warum seid ihr hierhergekommen?« flüsterte der Greis.

»Um gegen Ritter Kato zu kämpfen«, sagte ich. Kaum hatte ich das gesagt, schrie der Greis auf und taumelte vom Stuhl. Wie ein kleines graues Knäuel rollte er auf den Boden hinunter und sah mit seinen blinzelnden Augen furchtsam zu uns empor.

»Kehrt um nach dort, woher ihr gekommen seid«, flüsterte er. »Kehrt um, bevor es zu spät ist!« »Ich kehre nicht um«, sagte ich. »Ich bin gekommen, um gegen Ritter Kato zu kämpfen.« Ich sagte es laut und deutlich. Ich sagte Ritter Katos Namen so deutlich und klar, wie ich konnte, und der Greis starrte mich an, als glaube er, ich müsse tot vor ihm niederfallen.

»Oh ... oh ... oh«, jammerte er. »Sei still! Sei still! Geht wieder dorthin, woher ihr gekommen seid. Geht, bevor es zu spät ist, sage ich.«

»Ich kehre nicht um«, sagte ich. »Ich bin gekommen, um gegen Ritter Kato zu kämpfen.«

»Schsch«, sagte der Greis und sah ganz verstört aus. »Sei still, habe ich gesagt. Die Späher können dich hören.

Vielleicht lauern sie draußen – gerade jetzt.« Er kroch zur Tür und horchte ängstlich. »Keiner zu hören«, sagte er. »Kann aber doch da sein. Kann hier sein, kann dort sein, überall. Späher überüberall.«

»Ritter Katos Späher?« fragte ich. »Sei still, Junge«, flüsterte der Greis. »Willst du dein junges Leben so gern verlieren? Kannst du nicht schweigen?« Er setzte sich auf den Stuhl und nickte vor sich hin. »Ja, ja«, sagte er so leise, daß es kaum zu hören war. »Seine Späher sind überall. Am Morgen und am Abend und in der Nacht. Immer und überall.« Er streckte die Hand aus und zog mich nahe an sich heran.

»Um meiner Hungertage willen«, flüsterte er. »Traue keinem! Du gehst in ein Haus hinein ... du denkst, du bist unter Freunden. Sie verraten dich. Sie liefern dich ihm aus, ihm, der auf der anderen Seite des Sees wohnt. Traue niemandem, sage ich. Traue mir nicht! Woher weißt du, daß ich dir nicht Späher nachschicke, sobald du gegangen bist?«

»Ich glaube nicht, daß du das tust«, sagte ich. »Niemand kann sicher sein«, flüsterte der Greis. »Du kannst niemals sicher sein.« Er saß eine Weile stumm da und dachte

nach. »Nein, ich hetze die Späher nicht auf dich«, sagte er. »Noch gibt es einige Menschen in diesem Land, die keine Verräter sind. Und noch gibt es einige, die Waffen schmieden.«

»Wir brauchen eine Waffe«, sagte Jum-Jum. »Mio muß ein Schwert haben.«

Der Greis antwortete nicht. Er ging zum Fenster und öffnete es. Vom See draußen waren die kläglichen Schreie der Vögel zu hören. Es war, als weinten sie in der finsternen Nacht.

»Hör«, sagte der Greis zu mir, »hör, wie sie klagen!

Willst du auch einer werden, der über dem See fliegt und klagt?«

»Was sind das für Vögel?« fragte ich.

»Es sind die verzauberten Vögel«, flüsterte der Greis.

»Sicher weißt du, wer sie verzaubert hat. Sicher weißt du, wer sie geraubt hat. Und nun weißt du auch, wie es dem ergeht, der mit dem Räuber kämpfen will.«

Was er da sagte, machte mich sehr traurig. Diese Vögel – das waren Nonnos Brüder und Jiris Schwester und die kleine Tochter der Weberin und alle die anderen, die Ritter Kato geraubt und verzaubert hatte.

Oh, ich wollte gegen ihn kämpfen – ich wollte es!

»Mio braucht ein Schwert«, sagte Jum-Jum. »Ohne Schwert kann man nicht kämpfen.«

»Du sagtest, daß es einige gibt, die Waffen schmieden«, erinnerte ich den Greis.

Er sah mich beinah böse an.

»Angst um dein junges Leben hast du wohl gar nicht?« sagte er.

»Wo sind sie, die Waffen schmieden?« fragte ich ihn.

»Schweig!« sagte der Greis und schloß schnell das Fenster. »Sei still, die Späher können dich hören.« Er schlich zur Tür und legte sein Ohr an das Holz und horchte.

»Keiner zu hören«, sagte er. »Kann aber doch da sein. Überall Späher.«

Dann beugte er sich zu mir und flüsterte mir ins Ohr: »Du wirst zum Schwertschmied gehen und ihn von Eno grüßen. Du wirst sagen, daß du ein Schwert brauchst, das durch Stein schneiden kann. Du wirst sagen, daß du ein Ritter aus dem Land der Ferne bist.« Er sah mich lange an. »Du bist doch ein Ritter? Oder nicht?« »Ja«, antwortete Jum-Jum für mich. »Er ist ein Ritter und ein

Prinz. Prinz Mio aus dem Land der Ferne. Und er muß ein Schwert haben.« »Wo finde ich den Schwertschmied?« fragte ich. »In der tiefsten Höhle im schwärzesten Berg«, sagte der Greis. »Geh durch den Toten Wald! Geh jetzt!« Er ging zum Fenster und öffnete es. Und vom See her hörte ich wieder die Schreie der Vögel durch die Nacht klagen.

»Geh jetzt, Prinz Mio«, sagte der Greis. »Ich werde mich hierhersetzen und dir Glück wünschen. Aber vielleicht muß ich schon morgen nacht einen neuen Vogel hören, der klagend über dem See fliegt.«

Im Toten Wald

Noch während wir Enos Tür hinter uns schlossen, hörte ich Miramis wiehern. Er wieherte laut und verzweifelt. Es war, als rief er: »Mio, komm und hilf mir!« Mir blieb vor Angst fast das Herz stehen. »Jum-Jum, was machen sie mit Miramis?« schrie ich. »Hör doch! Was machen sie mit Miramis?« »Still«, sagte Jum-Jum. »Sie haben ihn gefangen ... die Späher ...«

»Die Späher haben Miramis gefangen?« schrie ich und kümmerte mich überhaupt nicht darum, daß jemand es hören könnte.

»Du mußt leise sein«, flüsterte Jum-Jum. »Sonst fangen sie uns auch.«

Aber ich hörte nicht mehr zu, was er sagte. Miramis, mein eigenes Pferd? Es war mein Pferd, das sie mir fortnehmen wollten, mein schönes, schnelles Pferd. Wieder hörte ich ihn wiehern, und mir schien, es war genauso, als ob er rief: »Mio, warum hilfst du mir nicht?«

»Komm«, sagte Jum-Jum, »wir müssen sehen, was sie mit ihm machen.«

Wir kletterten in der Finsternis über die Felsen. Wir krochen und kletterten. Ich zerschnitt mir an den scharfen Felskanten die Finger, doch ich fühlte es nicht. Ich war verzweifelt wegen Miramis. Er stand hoch oben auf einem Felsen und leuchtete weiß durch die Finsternis. Mein Miramis. Das weißeste und schönste Pferd auf der Welt.

Er wieherte wild und bäumte sich auf, um sich zu befreien. Aber fünf schwarze Späher hatten ihn umringt. Zwei von ihnen hatten sich in sein Zaumzeug gehängt. Der arme Miramis hatte Angst, und das war nicht verwunderlich, denn diese schwarzen Späher waren unheimlich, und sie sprachen mit unheimlichen, heiseren Stimmen. Jum-Jum und ich krochen so nahe heran, wie wir konnten. Wir legten uns hinter einen Felsen und konnten die Späher sprechen hören. »Am besten, wir bringen ihn im schwarzen Boot gleich über den Toten See«, sagte einer von ihnen. »Ja, gleich über den Toten See«, sagte ein anderer, »hinüber zu Ritter Kato.«

Ich wollte sie anschreien, sie sollten mein Pferd zufriedenlassen. Aber ich tat es nicht. Denn wer sollte gegen Ritter Kato kämpfen, wenn mich die Späher

einfinden?

»Jemand muß die Grenze überschritten haben«, sagte einer der Späher. »Jemand muß das weiße Pferd geritten haben. Der Feind ist mitten unter uns.« »Nur gut, wenn der Feind mitten unter uns ist«, sagte ein anderer. »Um so leichter können wir ihn fangen.

Und um so leichter kann Ritter Kato ihn zertreten und vernichten.«

Ich zitterte, als ich das hörte. Ich war ja der Feind, der über die Grenze gekommen war. Ich war der, den Ritter Kato zertreten und vernichten sollte. Oh, warum mußte gerade *ich* gegen Ritter Kato kämpfen? Während ich dort hinter dem Felsen lag, bereute ich alles. Warum war ich nicht zu Hause geblieben bei meinem Vater, dem König, wo mir niemand mein Pferd wegnehmen konnte! Ich hörte die verzauberten Vögel über dem See schreien, aber ich beachtete die Schreie nicht. Ich kümmerte mich überhaupt nicht mehr um sie. Sollten sie doch verzaubert bleiben, wenn ich nur meinen Miramis mit der Goldmähne behalten durfte! Ich bereute, hierhergekommen zu sein. Ich sehnte mich sehr nach meinem Vater, dem König, und dachte, ob er sich wohl

auch nach mir sehnte und meinetwegen in Sorge wäre. Ich wünschte, er wäre dagewesen und hätte mir helfen können.

Ich wünschte, ich hätte ein Weilchen mit ihm sprechen dürfen. Ich hätte dann zu ihm gesagt: »Ich weiß, du willst, daß ich gegen Ritter Kato kämpfe. Bewahre mich davor – bitte, bewahre mich! Hilf mir, Miramis zurückzubekommen, und laß uns von hier fortgehen. Ich habe noch nie vorher ein eigenes Pferd gehabt, das weißt du, und ich liebe Miramis sehr. Einen Vater habe ich auch nie gehabt, das weißt du auch. Und wenn mich Ritter Kato fängt, dann kann ich nie mehr bei dir sein. Hilf mir von hier fort! Ich will hier nicht länger bleiben. Ich will bei dir sein. Ich will mit Miramis wieder zur Insel der grünen Wiesen zurück.«

Und wie ich dort hinter dem Felsen lag und so dachte, da war es, als hörte ich die Stimme meines Vaters, des Königs. Gewiß, ich bildete es mir nur ein, doch mir war, als hörte ich seine Stimme. »Mio, mein Mio«, sagte er.

Mehr nicht. Aber ich verstand, er wünschte, ich sollte tapfer sein und nicht so daliegen und weinen und heulen wie ein kleines Kind – auch wenn man mir Miramis

wegnahm. Ich war doch ein Ritter. Ich war nicht mehr länger der Mio, der im Rosengarten Hütten baute und auf der Insel der grünen Wiesen über die Hügel wanderte und Flöte spielte. Ich war ein Ritter, ein *guter* Ritter, nicht so einer wie Kato. Und ein Ritter mußte tapfer sein und durfte nicht weinen.

Deshalb weinte ich nicht, wenn ich auch sah, wie die Späher Miramis zum See hinunterzerrten und ihn in ein großes schwarzes Boot brachten. Ich weinte nicht, wenn auch Miramis wieherte, als peitschte man ihn. Ich weinte nicht, wenn auch die Späher sich an die Ruder setzten und ich die Ruderschläge im dunklen Wasser hörte. Schwächer und schwächer hörte ich sie, und weit draußen vom See her erscholl ein letztes verzweifeltes Wiehern, bevor das schwarze Boot für immer verschwand. Aber ich weinte nicht. Denn ich war ja ein Ritter.

Ich weinte nicht? Doch, doch, gerade das tat ich. Ich lag dort hinter dem Felsen, die Stirn gegen den harten Boden gepreßt, und weinte schlimmer, als ich es je in meinem ganzen Leben getan hatte. Ein guter Ritter muß auch die Wahrheit sagen. Und es ist wahr, ich weinte wegen

Miramis.

Ich weinte und weinte, und sobald ich an seine treuen Augen dachte, weinte ich noch mehr. Hatte die Weberin nicht gesagt, auch die hundert weißen Pferde weinten Blut wegen des geraubten Fohlens? Vielleicht war es auch Blut, was ich weinte wegen Miramis. Das weiß man nicht. Es war ja finster. Man konnte es nicht sehen. Mein Miramis mit der goldenen Mähne! Er war weg, und ich würde ihn wohl nie mehr wiedersehen. Jum-Jum beugte sich zu mir und legte seine Hand auf meine Schulter.

»Weine nicht mehr, Mio«, sagte er. »Wir müssen zum Schwertschmied gehen, du brauchst ein Schwert.« Es waren noch viel mehr Tränen in mir, aber ich schluckte sie hinunter. Ich schluckte, so fest ich konnte.

Ich stand auf, und wir gingen, um den Schwertschmied zu suchen.

»Geh durch den Toten Wald«, hatte Eno gesagt. Wo war der Tote Wald?

»Wir müssen den Schwertschmied finden, bevor die Nacht zu Ende geht«, sagte ich zu Jum-Jum. »Die Finsternis verbirgt uns vor den Spähern. Wir müssen noch diese Nacht durch den Toten Wald.« Wir kletterten

über die Felsen zurück zu Enos verfallener Hütte. Dunkel und still lag sie da. Niemand jammerte mehr darin. Weiter irrten wir durch die Nacht, und endlich kamen wir zum Toten Wald. Es war ein Wald, in dem der Wind nicht spielte und in dem keine Blätter rauschten. Denn es gab da keine grünen Blätter. Dort gab es nur tote, schwarze Baumstämme mit toten, knorrigen, schwarzen Ästen.

»Nun kommen wir in den Toten Wald hinein«, sagte Jum-Jum.

»Ja, wir kommen hinein«, sagte ich. »Aber ob wir auch wieder herauskommen?«

Denn es war wirklich ein Wald, in dem man sich verirren konnte, ein Wald, wie man ihn manchmal im Traum sieht. Man irrt darin umher, man geht und geht und findet nie heraus.

Wir hielten uns an der Hand, Jum-Jum und ich, während wir durch den Toten Wald irrten. Wir fühlten uns klein und verloren, und die toten Bäume standen so dicht, daß man kaum vorwärts kam. »Wenn nur die Bäume nicht so dicht beieinander stünden«, sagte Jum-Jum. »Wenn nur die Finsternis nicht so schwarz wäre und wir nicht so

klein und einsam.« Wir gingen und gingen. Manchmal hörten wir in weiter Ferne Stimmen. Es waren Späher. Eno hatte es uns schon gesagt: Ritter Katos Späher waren überall. Sicher war der Tote Wald voll von ihnen. Und als wir sie durch die Bäume aus der Ferne hörten, da blieben wir stehen, Jum-Jum und ich, und wagten kaum zu atmen. »Wohl ist die Nacht hier im Toten Wald lang«, sagte Jum-Jum, »aber länger ist wohl der Weg zur Höhle des Schwertschmiedes.«

»Jum-Jum, glaubst du, daß wir ihn finden ... ?« fing ich an. Dann aber schwieg ich. Ich konnte kein Wort mehr hervorbringen. Denn dort zwischen den Bäumen kam eine ganze Reihe schwarzer Späher auf uns zu, und ich wußte, daß nun alles vorbei war.

Jum-Jum sah sie auch, und er umklammerte meine Hand. Noch hatten sie uns nicht gesehen, aber bald würden sie über uns herfallen und dann – dann war alles vorbei. Niemals würde ich gegen Ritter Kato kämpfen dürfen. Und schon in der nächsten Nacht würde Eno über dem See zwei neue klagende Vögel hören. Näher und näher kamen die Späher. Wir standen da und warteten und konnten uns nicht rühren. Auf einmal öffnete sich

ein alter schwarzer Baumstamm ganz dicht neben uns. Er war hohl. Und bevor ich noch wußte, wie es geschah, saßen Jum-Jum und ich in dem ausgehöhlten Stamm, eng aneinandergekauert. Wir saßen da, zitternd wie zwei Vogelkinder, wenn der Habicht kommt. Ganz nahe waren uns die Späher, und wir konnten hören, was sie sagten.

»Ich hörte jemanden im Toten Wald reden«, sagte einer von ihnen. »Wer ist es, der im Toten Wald spricht?«
»Der Feind ist mitten unter uns«, sagte ein anderer. »Es kann nur der Feind sein, der im Toten Wald spricht.«
»Der Feind? Ist der Feind im Toten Wald, so werden wir ihn bald fangen«, sagte ein dritter. »Sucht, sucht überall!«

Und wir hörten, wie sie zwischen den Bäumen suchten und suchten. Wir hörten draußen die schleichenden Schritte der Späher, und wir saßen im Baum und waren so winzig und so voller Angst.

Sie suchten und suchten, doch sie fanden uns nicht. Ihre Stimmen entfernten sich und wurden schwächer. Dann war es still. Der hohle Baum hatte uns gerettet.

Warum hatte der Baum uns gerettet? Ich begriff es nicht. Vielleicht haßte der ganze Tote Wald den Ritter

Kato und wollte gern dem helfen, der kam, um gegen ihn zu kämpfen. Vielleicht war dieser tote Baum einmal ein frischer junger Baum mit vielen grünen Blättern gewesen, die gerauscht hatten, wenn der Wind in seinen Zweigen spielte. Vielleicht hatte Ritter Katos Bosheit ihn zerfressen und getötet. Ich glaube nicht, daß Bäume dem verzeihen können, der ihre kleinen grünen Blätter getötet hat. Sicher half deshalb dieser Baum hier dem, der kam, um gegen Ritter Kato zu kämpfen. »Danke, du guter Baum«, sagte ich, als wir aus seinem hohlen Stamm krochen. Aber der Baum stand tot und stumm da und antwortete nicht. Und wir gingen weiter, weiter durch den Toten Wald.

»Der Morgen graut bereits«, sagte Jum-Jum, »und noch haben wir die Höhle des Schwertschmiedes nicht gefunden.«

Ja, die Nacht war zu Ende. Aber das Morgengrauen war nicht klar und hell wie zu Hause. Hier war der Tagesanbruch ein graues unheimliches Halbdunkel, das beinahe Dunkelheit blieb. Ich dachte an das Morgengrauen auf der Insel der grünen Wiesen, wenn wir auf Miramis ausritten und das Gras feucht war vom

Tau und jedes einzelne Grashälmchen schimmerte und glitzerte. Und hier, hier ging ich einher und dachte an Miramis und vergaß fast, wo ich war. Deshalb war ich gar nicht erstaunt und bekam keine Angst, als ich Hufschläge hörte. Jetzt kommt Miramis, dachte ich.

Aber Jum-Jum umklammerte meinen Arm und flüsterte: »Hörst du! Die Späher reiten durch den Toten Wald.«

Und da glaubte ich, nun sei alles vorbei. Nun gab es nichts, was uns retten konnte. Bald würden wir die schwarzen Späher zwischen den Bäumen hervorkommen sehen, und auch sie würden *uns* sehen. Wie der Sturmwind würden sie auf uns zureiten, sich nur herunterbeugen und uns greifen und uns auf ihre Pferde ziehen und mit uns zu Ritter Katos Burg jagen. Niemals würde ich gegen Ritter Kato kämpfen dürfen. Und schon in der nächsten Nacht würde Eno über dem See zwei neue klagende Vögel hören. Die Hufschläge kamen näher und näher. Auf einmal öffnete sich im Boden vor uns eine Spalte, und ich sah eine Erdhöhle. Und bevor ich noch wußte, wie es geschah, hockten Jum-Jum und ich geduckt in der Erdhöhle, zitternd wie zwei Hasenkinder, wenn der Jäger kommt.

Es war im letzten Augenblick. Wir hörten die Hufschläge schon ganz nah. Wir hörten die Späher über uns hinwegreiten. Gerade über die Erdhöhle ritten sie. Wir hörten die Tritte der Hufe, wir hörten die schweren Hufe der Pferde auf der Decke der Erdhöhle donnern. Einige Erdklumpen lösten sich und rieselten auf uns nieder. Und wir hockten da und waren so winzig und so voller Angst.

Aber dann wurde es still, ganz still, als gäbe es keine Späher im Toten Wald. Lange noch warteten wir.

»Ich glaube, wir können hinauskr kriechen«, sagte ich endlich.

Doch im selben Augenblick hörten wir wieder die entsetzlichen Hufe. Die Späher kamen zurück. Noch einmal donnerten die Hufe über unseren Köpfen dahin, und wir hörten die Späher rufen und schreien. Sie sprangen von den Pferden, ja, sie setzten sich dicht neben der Erdhöhle auf den Boden. Wir konnten sie durch die Öffnung sehen. Sie waren uns so nahe, daß wir sie hätten anfassen können. Und wir hörten, was sie sagten. »Befehl von Ritter Kato, der Feind muß gefangen werden«, sagte einer von ihnen. »Der Feind, der das weiße Pferd ritt,

muß in dieser Nacht gefangen werden. Befehl von Ritter Kato.«

»Der Feind ist mitten unter uns«, sagte ein anderer.

»Wir werden ihn schon fangen. Sucht, sucht überall!«

Ganz in unserer Nähe saßen sie und sprachen davon, wie sie uns fangen wollten. Unheimlich und schwarz saßen sie da in der grausigen grauen Dämmerung mit all den toten Bäumen um sich her, und ihre schwarzen Pferde stampften den Boden und bissen in die Luft. »Sucht, sucht überall«, sagte ein Späher. »Was ist das hier für ein Loch im Boden?«

»Eine Erdhöhle«, sagte ein anderer. »Vielleicht sitzt dort der Feind. Sucht, sucht überall.« Jum-Jum und ich preßten uns aneinander. Nun war alles vorbei.

»Ich werde einmal mit meinem Speer fühlen«, sagte ein Späher. »Wenn der Feind hier ist, spieße ich ihn auf.« So weit wir konnten, waren wir in der Erdhöhle nach hinten gekrochen. Wir sahen einen schwarzen Speer durch die Öffnung gleiten. Der Speer war lang. Die scharfe Spitze näherte sich uns mehr und mehr. Der Späher stach mit dem Speer in der Höhle herum. Aber er traf uns nicht. Er traf die Wände der Erdhöhle zwischen Jum-Jum und mir,

uns aber traf er nicht. »Sucht, sucht im ganzen Toten Wald«, sagte draußen der Späher. »Befehl von Ritter Kato, der Feind muß gefangen werden! Hier ist er nicht. Sucht überall!« Und die Späher warfen sich auf ihre schwarzen Pferde und ritten davon. Wir waren gerettet. Die Erdhöhle hatte uns gerettet.

Warum wohl? Haßte sogar die Erde den Ritter Kato und wollte gern dem helfen, der kam, um gegen ihn zu kämpfen? Vielleicht war früher einmal weiches grünes Gras auf dieser Erde gewachsen, Gras, das feucht war vom Morgentau. Vielleicht hatte Ritter Katos Bosheit das Gras zerfressen und getötet. Ich glaube nicht, daß die Erde dem verzeihen kann, der das weiche grüne Gras getötet hat, das dort einmal lebte. Sicher schützte deshalb die Erde den, der kam, um gegen Ritter Kato zu kämpfen.

»Danke, du gute Erde«, sagte ich, als wir gingen. Aber die Erde antwortete nicht. Stumm lag sie da, und die Erdhöhle war verschwunden. Wir gingen und gingen, und dann war der Tote Wald zu Ende. Berge und Felsen erhoben sich vor uns. Als ich sie sah, war ich verzweifelt: Es waren die Felsen um den Toten See, zu denen wir zurückgekommen waren. Wir waren beide ganz

verzweifelt, Jum-Jum und ich. Alles war nutzlos gewesen. Nie würden wir den Schwertschmied finden. Eine ganze Nacht waren wir durch den Toten Wald gegangen und standen nun genau wieder an der Stelle, von der wir ausgegangen waren. Dort war Enos Hütte, so klein und elend und grau. Sie lehnte sich gegen einen hohen, kohlschwarzen Felsen. »Das hier ist sicher der schwärzeste Berg der Welt«, sagte Jum-Jum.

Der schwärzeste Berg! Ja, dort sollte doch die Höhle des Schwertschmiedes sein! Die tiefste Höhle im schwärzesten Berg, so hatte Eno gesagt. »O Jum-Jum«, begann ich. »Du sollst sehen ...« Aber dann verstummte ich. Denn jetzt stürmte aus dem Toten Wald eine lange, lange Reihe schwarzer Späher heraus. Einige liefen zu Fuß, die anderen jagten auf schwarzen Pferden heran. Alle kamen auf uns zu. Sie hatten uns gesehen, und mit ihren unheimlichen, heiseren Stimmen schrien sie laut: »Der Feind ist mitten unter uns! Dort ist er! Fangt ihn! Fangt ihn! Befehl von Ritter Kato, der Feind muß gefangen werden!«

Da standen wir, Jum-Jum und ich, den Rücken gegen die Bergwand gepreßt, und die Späher kamen näher und

näher. Alles war vorbei. Niemals würde ich gegen Ritter Kato kämpfen dürfen. Ich war verzweifelt, ich wollte mich auf die Erde legen und weinen. Aber dann dachte ich, daß ich wohl noch früh genug weinen könnte. Schon in der nächsten Nacht würde Eno über dem See einen neuen Vogel hören, einen Vogel, der lauter und trauriger als alle anderen klagte. Und Eno würde an seinem Fenster stehen und vor sich hin murmeln: »Dort draußen fliegt Prinz Mio.«

Die tiefste Höhle im schwärzesten Berg

Auf einmal tat sich die Bergwand auf, gegen die wir uns preßten. Und bevor ich wußte, wie es geschah, standen Jum-Jum und ich drinnen im Berg, zitternd wie zwei Schafkinder, wenn der Wolf kommt. Wir brauchten nicht länger ängstlich zu sein – wir waren innen im Berg und die Späher draußen. Die Felswand hatte sich geschlossen, und es gab keine Öffnung mehr. Hier konnten sie uns niemals erreichen. Dennoch hörten wir, wie sie draußen rasten. »Sucht, sucht überall!« brüllten sie. »Der Feind ist mitten unter uns, jetzt aber ist er verschwunden. Sucht, sucht überall!«

»Ja, sucht nur!« sagte ich. »Hier findet ihr uns niemals.« Wie waren wir froh, Jum-Jum und ich, und wir lachten laut drinnen im Berg. Aber da fiel mir Miramis ein, und ich lachte nicht mehr.

Dann sahen wir uns um. Wir waren in einer großen Höhle. Es war dunkel, wenn auch nicht völlig finster. Ein schwaches Licht leuchtete, aber man sah nicht, woher es kam. Aus der Höhle, in der wir standen, führten viele dunkle Gänge weiter in den Berg hinein.

In der tiefsten Höhle im schwärzesten Berg wohnt der Schwertschmied, hatte Eno gesagt. Wahrscheinlich führte einer dieser dunklen Gänge zum Schwertschmied, aber welcher? Wir wußten es nicht. Wir mußten sicher lange wandern, bevor wir ihn finden würden.

»Ja, nun sind wir jedenfalls in den schwärzesten Berg hineingekommen«, sagte Jum-Jum. »Hineingekommen sind wir«, sagte ich, »aber ich glaube nicht, daß wir wieder hinausfinden.« Denn es war wirklich ein Berg, in dem man sich verirren konnte, so ein Berg, von dem man manchmal träumt.

Man irrt durch seltsame, dunkle Gänge, man geht und geht und findet nie hinaus. Wir faßten uns an den Händen, Jum-Jum und ich, und gingen tiefer in den Berg hinein. Wir fühlten uns klein und verloren, und bis zur tiefsten Höhle war der Weg bestimmt noch lang. »Wenn nur der Berg nicht so unheimlich wäre«, sagte Jum-Jum. »Wenn nur die Gänge nicht so dunkel wären und wir nicht so klein und einsam.« Wir gingen und gingen. Die Gänge teilten sich. Nach allen Richtungen verzweigten sie sich. Ein ganzes Netz dunkler Wege war dort in dem Berg. Manchmal leuchtete der schwache Lichtschein

etwas stärker, und man konnte einige Meter weit sehen, manchmal war es völlig finster, und man sah überhaupt nichts. Manchmal war der Gang so niedrig, daß man nicht aufrecht gehen konnte, und manchmal wölbte er sich so hoch wie eine Kirche. Von den Bergwänden tropfte Wasser. Es war kalt, und wir hüllten uns fester in unsere Mäntel, um nicht zu frieren.

»Vielleicht finden wir nie hinaus und nie zur Höhle des Schwertschmiedes«, sagte Jum-Jum. Wir waren hungrig. Und wir aßen etwas von dem Brot, das Hunger stillt. Nur etwas aßen wir, denn wir wußten ja nicht, wie lange es reichen mußte. Während wir aßen, gingen wir weiter. Und als ich mein Brot gegessen hatte, waren wir gerade an eine andere Stelle gekommen, wo sich der Gang in drei verschiedene Wege teilte. Hier rieselte das Wasser von den Felswänden herunter, und ich war durstig. Ich blieb stehen und trank von dem Wasser. Gutes Wasser war es nicht, aber ich hatte kein anderes. Nachdem ich getrunken hatte, wandte ich mich um nach Jum-Jum. Aber da war kein Jum-Jum mehr. Er war fort. Vielleicht hatte er gar nicht bemerkt, daß ich stehengeblieben war, um zu trinken, und war in einem der Gänge

weitergelaufen und glaubte, ich sei dicht hinter ihm.

Zuerst fürchtete ich mich nicht. Ich stand dort an der Weggabelung und überlegte, welchen Weg Jum-Jum wohl eingeschlagen hatte. Er konnte sich noch nicht sehr weit entfernt haben, und ich brauchte ja nur hinter ihm her zu rufen.

»Jum-Jum, wo bist du?« schrie ich also, so laut ich konnte. Aber mein Ruf war nur als unheimlich krächzendes Geflüster zu hören.

Was war das nur für ein seltsamer Berg? Seine Felswände nahmen meinen Schrei entgegen und erstickten ihn. Es blieb nur noch ein Flüstern. Und das Flüstern kam zu mir zurück. Im Berg wurde mein Schrei zu einem flüsternden Echo.

»Jum-Jum, wo bist du?« flüsterte es heiser aus den finsternen Gängen. »Jum-Jum, wo bist du ... Jum-Jum, wo bist du?«

Da kam die Angst. Ich versuchte, noch lauter zu schreien, aber der Berg flüsterte nur. Ich konnte nicht glauben, daß es meine eigene Stimme war, die ich hörte. Sie mußte einem Fremden gehören, einem Fremden, der tief drinnen im Berg war und mich verhöhnte.

»Jum-Jum, wo bist du ... Jum-Jum, wo bist du ... Jum-Jum, wo bist du?« flüsterte es.

Oh, wie wurde mir angst! Ich rannte einige Schritte in den linken Gang hinein, dann rannte ich zur Weggabelung zurück und lief in den rechten Gang, um sofort wieder umzukehren und in den Mittelgang zu laufen. Jum-Jum, welchen Weg hast du genommen? Ich wagte nicht mehr zu schreien, denn das Echogeflüster war grauenvoller als alles andere. Aber Jum-Jum mußte doch endlich fühlen, daß ich mich ganz furchtbar nach ihm sehnte, und mußte deshalb zu mir zurückkommen.

Wieder teilte sich der Weg. In alle Richtungen spreizten sich neue finstere Wege. Ich irrte in ihnen umher und suchte und suchte. Ich gab mir Mühe, nicht zu weinen, denn ich war doch ein Ritter.

Aber gerade jetzt gelang es mir nicht, ein Ritter zu sein. Ich dachte an Jum-Jum, der irgendwo in anderen finsternen Gängen umherlief und traurig war und nach mir rief, und ich warf mich auf den rauhen Felsboden und weinte genauso, wie ich geweint hatte, als die Späher Miramis mitgenommen hatten.

Nun hatte ich keinen Miramis mehr und auch keinen

Jum-Jum. Nun war ich ganz allein. Ich lag da und bedauerte es, in dieses Land gegangen zu sein, und ich verstand einfach nicht, warum mein Vater, der König, es gewollt hatte, daß ich mich auf den Weg machte, um gegen Ritter Kato zu kämpfen. Ich wünschte nur, mein Vater, der König, wäre dagewesen.

Dann hätte ich zu ihm gesagt: »Siehst du, wie einsam ich bin? Jum-Jum ist fort, und du weißt doch, daß er mein bester Freund ist – jetzt, wo ich Benka nicht mehr habe. Und nun habe ich auch Jum-Jum nicht mehr. Ich bin ganz allein. Und alles nur, weil du wolltest, daß ich gegen Ritter Kato kämpfe.«

Zum erstenmal hatte ich das Gefühl, es war ein wenig ungerecht von meinem Vater, dem König, zu wollen, daß ich mich auf derartige Abenteuer begab. Aber wie ich dort lag und weinte und so dachte, da war es, als hörte ich die Stimme meines Vaters, des Königs. Gewiß, ich bildete es mir nur ein, doch mir war, als hörte ich seine Stimme. »Mio, mein Mio«, sagte er.

Mehr nicht. Aber es hörte sich an, als wolle er sagen, ich brauche nicht traurig zu sein. Und da dachte ich, vielleicht finde ich Jum-Jum trotz allem noch wieder. Ich

erhob mich vom Boden. Da fiel etwas aus meiner Tasche. Es war die kleine Weidenflöte, die Nonno mir geschnitzt hatte. Meine Weidenflöte, auf der ich am Lagerfeuer auf der Insel der grünen Wiesen gespielt hatte.

Ob ich wohl jetzt auf der Flöte spielen sollte? Ob ich jetzt diese alte Melodie spielen sollte, die Nonno uns gelehrt hatte? Ich erinnerte mich, was Jum-Jum und ich zueinander gesagt hatten: Wenn wir uns jemals verlieren würden, dann wollten wir diese alte Melodie spielen. Ich setzte die Flöte an die Lippen. Aber fast wagte ich nicht zu blasen. Ich hatte Angst, die Flötentöne könnten sich auch so schrecklich verzerren wie vorhin mein Rufen. Immerhin dachte ich, ich müsse es doch versuchen. Und ich begann, die Melodie zu spielen. Und sie erklang ganz hell. Sie erklang klar und hell und rein dort in dem finsternen Berg, schöner fast als auf der Insel der grünen Wiesen.

Ich spielte die ganze Melodie, und dann horchte ich. Und von weit, weit hinten aus dem Berg kamen einige helle Töne als Antwort. Nur leise waren sie zu hören, aber ich wußte, es war Jum-Jum, der mir antwortete. Niemals bin ich so glücklich gewesen. Ich spielte weiter,

und obgleich ich glücklich war, konnte ich doch nicht sofort aufhören zu weinen, sondern ging weiter in den Berg hinein und spielte und weinte ein wenig. Nur ein ganz klein wenig weinte ich. Und ich ging weiter und spielte und lauschte nach Jum-Jums Flöte. Manchmal hörte ich sie nahebei, und dann versuchte ich, der Richtung zu folgen, aus der die Töne kamen. Klarer und klarer, lauter und lauter hörte ich nun, von einer anderen Flöte als meiner, die alte Melodie. Und plötzlich stand in dem finsternen Gang Jum-Jum vor mir. Jum-Jum, mein allerbesten Freund. Ich streckte die Hand aus und berührte ihn. Ich legte meinen Arm auf seine Schulter. Ich wollte spüren, daß er es wirklich war. Und er war es. Es war mein allerbesten Freund. »Wenn ich Nonno jemals wiedertreffe, will ich ihm danken dafür, daß er uns Flöten gemacht hat«, sagte Jum-Jum.

»Das will ich auch«, sagte ich.

Doch dann dachte ich, wir würden Nonno sicher niemals mehr treffen.

»Jum-Jum, welchen Weg wollen wir jetzt nehmen?« fragte ich.

»Es ist gleich, welchen Weg wir gehen, wenn wir ihn

nur zusammen gehen«, sagte Jum-Jum. Und genau das dachte auch ich. Wir gingen und gingen und fühlten uns nicht mehr so winzig und verwirrt, denn wir waren ja beieinander und spielten auf unseren Flöten. Hell und klar ertönte die alte Melodie im schwärzesten Berg, und es war, als wollte sie uns trösten und uns helfen, mutig zu sein.

Der Weg senkte sich nach unten und weiter nach unten. Der schwache Schein, der uns durch den Berg geleuchtet hatte, wurde etwas stärker. Sicher kam er von irgendeinem Feuer.

Ja, es war ein Feuerschein, der an den finsternen Bergwänden aufleuchtete. Er flackerte und wuchs an.

Wir näherten uns diesem Feuer mehr und mehr, während wir so gingen und auf unseren Flöten spielten. Noch immer spielten wir die alte Melodie, als wir die Höhle des Schwertschmiedes betraten. Wir waren zu einer Schmiede gekommen. Ein gewaltiges Feuer flammte dort. Vor einem riesigen Amboß stand ein Mann.

Einen größeren und stärkeren Mann hatte ich noch nie gesehen. Er hatte dichtes rotes Haar und einen großen

roten Bart. Er war schmutzig und schwarz, und er hatte die größten und schwärzesten Hände, die ich je gesehen habe. Er hatte dicke, buschige Augenbrauen, und als wir in seine Höhle traten, stand er reglos da und blickte uns mit hochgezogenen Augenbrauen an und sah sehr erstaunt aus.

»Wer flötet in meinem Berg?« fragte er. »Wer ist es, der in meinem Berg Flöte spielt?«

»Ein Ritter, gefolgt von seinem Waffenträger«, sagte Jum-Jum. »Ein Ritter aus dem Land der Ferne. Es ist Prinz Mio, der in deinem Berg auf der Flöte spielt.« Der Schwertschmied kam mir entgegen. Mit seinem schmutzigen Zeigefinger berührte er meine Stirn und sah sehr erstaunt drein.

»Wie licht deine Stirn ist«, sagte er, »wie klar dein Blick. Und wie schön du in meinem Berg spielst.« »Ich komme, um dich um ein Schwert zu bitten«, sagte ich. »Eno hat mich geschickt.«

»Was willst du mit einem Schwert?« fragte der Schwertschmied.

»Ich will gegen Ritter Kato kämpfen«, sagte ich. Kaum hatte ich das gesagt, da stieß der Schwertschmied ein

Gebrüll aus, so entsetzlich, wie ich es nie zuvor gehört hatte.

»Ritter Kato!« brüllte er, daß es im Berg dröhnte.

»Ritter Kato! Tod, Tod ihm!«

Wie Gewitter rollte es weit hinten in den finsternen Gängen.

Als der Schwertschmied brüllte, wurde es nicht zu einem heiseren Geflüster. Nein, lauter als der Donner polterte das Echo zwischen den Bergwänden. Die großen schwarzen Hände geballt, stand er da, der Schwertschmied, und der Schein des Feuers fiel über sein Gesicht, das dunkel war vor Wut.

»Ritter Kato! Tod, Tod ihm!« brüllte er wieder und wieder.

Und der Schein des Feuers fiel auch auf eine lange Reihe scharfer Schwerter, die an den Wänden seiner Höhle hingen. Sie glänzten und schimmerten und sahen unheimlich aus. Ich stellte mich vor sie hin und betrachtete sie.

Der Schwertschmied hörte auf zu brüllen und kam zu mir. »Siehst du meine Schwerter?« sagte er. »Alle meine scharfen Schwerter, die ich für Ritter Kato geschmiedet

habe? Ritter Katos Schwertschmied, das bin ich.« »Wenn du sein Schwertschmied bist, warum rufst du: Tod ihm, Tod Ritter Kato?« fragte ich. Er ballte seine schwarzen Fäuste, daß die Knöchel weiß wurden.

»Deshalb, weil niemand Ritter Kato mehr haßt als sein eigener Schwertschmied«, sagte er. Und erst jetzt sah ich, daß er eine lange Kette aus Eisen hinter sich herschleppte, die ihn an die Bergwand fesselte. Sie rasselte bei jedem Schritt, den er tat. »Warum bist du festgekettet am Berg?« fragte ich. »Warum glühst du deine Kette nicht über dem Feuer auf und zerschlägst sie auf deinem Amboß?« »Ritter Kato selbst hat mich hier angeschmiedet«, sagte der Schwertschmied. »Und kein Feuer und kein Hammer zerstören seine Ketten. Ritter Katos Ketten des Hasses zerbricht man nicht so leicht.« »Warum mußt du Ketten des Hasses tragen?« fragte ich.

»Weil ich der bin, der die Schwerter schmiedet«, sagte er. »Ich schmiede Schwerter, die die Guten und Unschuldigen töten. Deshalb hat Ritter Kato mich mit der sichersten Kette angeschmiedet, die es gibt. Er kann ohne meine Schwerter nicht sein.« Mit Augen, die wie Feuer glühten, sah mich der Schwertschmied an.

»In meiner Höhle sitze ich hier und schmiede Schwerter für Ritter Kato. Tag und Nacht schmiede ich Schwerter für ihn. Aber es gibt ein Schwert, von dem er nichts weiß – das ist dieses hier.«

Der Schwertschmied hatte mich in die dunkelste Ecke der Höhle geführt. Aus einer Spalte des Berges zog er ein Schwert. Wie eine Flamme leuchtete es in seiner Hand.

»Tausend und abertausend Jahre habe ich an einem Schwert geschmiedet, das durch Stein schneiden kann«, sagte er. »Und jetzt in der letzten Nacht ist es mir geglückt. Erst in der letzten Nacht ist es fertig geworden.«

Er hob das Schwert auf, und mit einem einzigen Schlag schnitt er eine große Wunde in die Bergwand. »Mein Schwert, meine Feuerflamme«, murmelte er. »Mein Schwert, das durch Stein schneiden kann.« »Wozu brauchst du ein Schwert, das durch Stein schneiden kann?« fragte ich.

»Das sollst du wissen«, sagte der Schwertschmied. »Dieses Schwert ist nicht für Gute und Unschuldige geschmiedet. Dieses Schwert wartet auf Ritter Kato selbst. Und er – weißt du das nicht? –, er hat ein Herz aus

Stein.«

»Nein, ich weiß nicht viel über Ritter Kato«, sagte ich.
»Ich weiß nur, daß ich gekommen bin, gegen ihn zu kämpfen.«

»Ein Herz aus Stein hat er«, sagte der Schwertschmied,
»und eine Klaue aus Eisen.« »Eine Klaue aus Eisen?«
fragte ich. »Weißt du das nicht?« sagte der
Schwertschmied. »Seine rechte Hand fehlt. An Stelle der
rechten Hand hat er eine Klaue aus Eisen.«

»Und was macht er mit der Klaue aus Eisen?« fragte
ich.

»Damit reißt er den Menschen das Herz aus der Brust«,
sagte der Schwertschmied. »Nur ein Griff mit der
Eisenklaue, dann hat er das Herz. Und dafür gibt er ihnen
ein steinernes Herz. Jeder, der in seiner Nähe ist, muß ein
steinernes Herz haben.«

Als ich das hörte, zitterte ich. Und ich wünschte mir
mehr und mehr, endlich gegen Ritter Kato kämpfen zu
dürfen.

Der Schwertschmied stand neben mir. Er streichelte mit
seinen schmutzigen Händen das Schwert. Sicher war es
das Kostbarste, was er besaß.

»Gib mir dein Schwert, das durch Stein schneiden kann«, bat ich ihn. »Gib mir dein Schwert, damit ich gegen Ritter Kato kämpfen kann.« Eine ganze Weile stand der Schwertschmied reglos da und sah mich an.

»Ja,« sagte er schließlich, »du sollst mein Schwert haben. Du sollst meine Feuerflamme haben. Denn deine Stirn ist licht, und dein Blick ist klar, und du hast so schön in meinem Berg auf deiner Flöte gespielt.« Er legte das flammende Schwert in meine Hand. Und es war, als flösse das Feuer des Schwertes in meinen Körper und machte mich stark.

Und dann ging der Schwertschmied an die Bergwand und schob eine Felsplatte beiseite. Ein großes Loch tat sich auf. Ich fühlte einen kalten, eisigen Wind in die Höhle strömen und hörte den Laut brausender Wogen.

»Ritter Kato weiß viel«, sagte der Schwertschmied. »Aber er weiß nicht, daß ich mich durch den Berg gebohrt und mein Gefängnis geöffnet habe. Viele, viele Jahre bohrte ich durch den Berg, um mir einen Ausgang aus meinem Gefängnis zu schaffen.« Ich trat an diesen Ausgang. Und ich sah über den Toten See auf Ritter Katos Burg. Wieder war es Nacht geworden, und wieder

lag die Burg so finster und so schwarz da, wie ich sie zuvor gesehen hatte. Und wie zuvor leuchtete das einzige Fenster wie ein böses Auge über dem finsternen Wasser des Toten Sees. Jum-Jum kam und stellte sich neben mich. Und wir standen still nebeneinander und dachten: Der Kampf ist nahe.

Hinter uns stand der Schwertschmied, und ich hörte seine Stimme.

»Er kommt, er kommt«, murmelte er. »Bald kommt er, Ritter Katos letzter Kampf.«

Eine Klaue aus Eisen

Die Wolken über dem See waren dunkel, die Luft war angefüllt mit dem Geschrei der verzauberten Vögel, und schwarz schäumten die Wogen.

»Ritter Kato weiß viel«, sagte der Schwertschmied, »aber daß der Tote See sich in meinen Berg gefressen hat, das weiß er nicht. Von meiner verborgenen Bucht weiß er nichts, auch nichts von dem Boot, das an der verborgenen Stelle unter dem Loch in der Felswand liegt.«

»Warum hast du ein Boot, wenn du doch nie rudern kannst?« fragte ich.

»Ich kann rudern«, sagte der Schwertschmied. »Ich klettere aus meinem heimlichen Loch und ziehe meine Kette so lang, wie es irgend geht. Drei Bootslängen kann ich in meiner verborgenen Bucht rudern.« Er stand in seinem Loch in der Felswand. Groß und schwarz stand er da. Es war so dunkel, daß ich ihn kaum sehen konnte. Aber ich hörte, wie er lachte, ein seltsames, unheimliches Lachen. Es war, als wisse er nicht genau, wie man lacht.

Der Schwertschmied stand in seinem Loch in der

Felswand und sah zu, wie ich das kleine Boot löste. Es lag vertäut in einer Bucht im Berg, einer verborgenen Bucht zwischen hohen Felswänden.

»Ritter Kato weiß viel«, sagte er. »Aber eines weiß er nicht. Er weiß nicht, welche Last mein Boot in dieser Nacht über den Toten See trägt.« »Und etwas gibt es, was du nicht weißt«, sagte ich. »Du weißt nicht, ob du jemals dein Boot wiedersehen wirst. Es sinkt vielleicht noch in dieser Nacht auf den Grund des Toten Sees. Vielleicht liegt es morgen auf dem Grund des Toten Sees, wie eine Wiege von den Wellen geschaukelt, und in dieser Wiege schlafen Jum-Jum und ich. Was sagst du dann?« Der Schwertschmied seufzte schwer. »Dann sage ich nur: Schlaf gut, Prinz Mio! Schlaf gut in deiner Wiege, die die Wellen schaukeln.« Ich begann zu rudern und sah den Schwertschmied nicht mehr. Er entschwand in der Finsternis. Gerade als wir aus der schmalen Spalte hinaussteuerten, die zwischen der verborgenen Bucht des Schwertschmiedes und dem Toten See lag, hörte ich ihn leise hinter uns herrufen.

»Sei auf der Hut, Prinz Mio!« rief er. »Sei auf der Hut, wenn du sie nur siehst, die Klaue aus Eisen. Hast du dein

Schwert nicht sofort bereit, dann ist es zu Ende mit Prinz Mio!«

»Zu Ende mit Prinz Mio ... zu Ende mit Prinz Mio ...« flüsterten rund um uns die Felswände, und es klang bekümmert und besorgt. Doch ich hatte keine Zeit mehr, daran zu denken, denn eben warfen sich die wilden Wogen des Toten Sees über unser Boot und schleuderten es fort, weit fort vom Berg des Schwertschmiedes.

Hinweg über die brausende Tiefe peitschten die Wellen das Boot. Wir waren schon weit entfernt vom Land, und wir waren so winzig und so voller Angst. »Wenn nur das Boot nicht so klein wäre«, sagte Jum-Jum. »Wenn nur der See nicht so tief wäre und die Wellen nicht so wild und wir nicht so klein und einsam.« Wie waren sie wild, die Wogen des Toten Sees! Nie hatte ich wildere Wellen gesehen. Sie warfen sich über uns, zerrten an uns, rissen an uns und schleuderten uns weiter gegen neue rasende Wellen. Rudern konnte man nicht – es lohnte sich nicht, es zu versuchen. Wir hielten beide die Ruder, Jum-Jum und ich. Wir hielten sie, so fest wir konnten. Aber da entriß uns eine Woge ein Ruder, und eine andere zerbrach uns das zweite. Noch viele Wellen rollten heran,

brausende Wellen, die sich turmhoch um uns, um unser Boot aufrichteten, um unser Boot, das zerbrechlich und winzig war wie wir. »Jetzt haben wir keine Ruder«, sagte Jum-Jum. »Und bald haben wir auch kein Boot. Wenn es die Wellen gegen Ritter Katos Felsen werfen, wird es zerschellen. Und dann brauchen wir nie mehr ein Boot.« Von allen Seiten kamen die verzauberten Vögel herbeigeflogen. Sie umkreisten uns, sie schrien und klagten. Ganz dicht flogen sie heran. Ich konnte ihre hellen, traurigen kleinen Vogelaugen in der Finsternis erkennen.

»Bist du Nonnos Bruder?« fragte ich einen von den Vögeln.

»Bist du Jiris kleine Schwester?« fragte ich einen anderen.

Allein sie sahen mich nur mit ihren hellen, traurigen kleinen Vogelaugen an, und ihre Schreie waren Schreie der Verzweiflung.

Wenn wir auch keine Ruder hatten und unser Boot steuerlos war, wir trieben genau Ritter Katos Burg entgegen. Dorthin wollten uns die Wellen führen, gerade dort wollten sie uns an den Felsen zerschmettern. Zu

Ritter Katos Füßen sollten wir sterben, das wollten die Wellen.

Näher und näher kamen wir dem gefährlichen Felsen, näher und näher der schwarzen Burg mit dem böse starrenden Auge, schneller und schneller ging es, wilder und wilder wurden die Wogen.

»Jetzt«, rief Jum-Jum, »jetzt ... O Mio, jetzt ist alles vorbei!«

Aber da – gerade als wir glaubten, sterben zu müssen – da legten sich die Wellen und wurden sanft. Vollkommen ruhig wurden sie. Sie trugen unser Boot an allen gefährlichen Klippen vorbei und schaukelten es langsam den schwarzen zerklüfteten Felsen unter Ritter Katos Burg entgegen.

Warum waren die Wellen zuerst wild und nachher sanft? Ich begriff es nicht. Vielleicht haßten auch sie den Ritter Kato und wollten gern dem helfen, der kam, um gegen ihn zu kämpfen. Vielleicht war der Tote See einmal ein freundlicher blauer See gewesen, in dem sich an schönen Sommertagen die Sonne spiegeln konnte und wo freundliche kleine Wellen plätschernd gegen die Uferfelsen schlugen. Vielleicht hatte es einmal eine Zeit

gegeben, da Kinder an den Ufern des Sees spielten und badeten und ihr fröhliches Lachen über dem Wasser hing und nicht wie jetzt nur die traurigen Schreie verzauberter Vögel. Sicher hatten deshalb die Wellen so wild um uns getobt, sicher hatten sie deshalb eine Mauer aus Gischt aufgerichtet zwischen uns und dem böse starrenden Auge dort oben in der Burg. »Danke, du guter See«, sagte ich. »Danke, ihr wilden Wellen.«

Aber die Wellen waren verschwunden, das Wasser lag still und schwarz und stumm da und antwortete nicht.

Hoch über unseren Köpfen, hoch oben auf dem steilen Felsen lag Ritter Katos Burg. Wir waren jetzt an seinem Ufer. Wir waren ihm so nahe wie nie zuvor, und diese Nacht war die Nacht des Kampfes. Ich mußte daran denken, ob sie es wußten, alle, die seit tausend und abertausend Jahren darauf gewartet hatten. Wußten sie, daß in dieser Nacht der Kampf sein sollte? Dachten sie an mich?

Dachte mein Vater, der König, an mich? Ich hoffte, daß er es tat, ja, ich wußte, daß er es tat. Ich wußte, irgendwo weit entfernt saß er einsam, dachte an mich und war traurig und flüsterte vor sich hin: »Mio, mein Mio.«

Ich umfaßte mein Schwert. Es war wie Feuer in meiner Hand. Einem schweren Kampf sollte ich mich stellen, und ich hielt es nicht länger aus, länger zu warten. Ich sehnte mich danach, Ritter Kato zu begegnen, auch wenn es mein Tod sein sollte. Nun durfte der Kampf beginnen, auch wenn es nach seinem Ende keinen Mio mehr geben sollte.

»Mio, ich bin hungrig«, sagte Jum-Jum. Ich nahm den Rest von dem Brot, das Hunger stillt, und wir aßen am Felsen unter Ritter Katos Burg. Es war unser letztes Brot, und wir wußten nicht, wann wir wieder etwas zu essen bekommen würden. Aber wir fühlten uns satt und stark und waren beinah glücklich, nachdem wir gegessen hatten. »Nun müssen wir auf den Felsen hinaufklettern«, sagte ich zu Jum-Jum. »Es ist die einzige Möglichkeit für uns, zu Ritter Katos Burg zu kommen.« »Das ist es wohl«, sagte Jum-Jum. Und wir begannen an der Felswand emporzuklettern, die sich hoch und steil vor uns aufrichtete. »Wenn nur der Felsen nicht so steil wäre«, sagte Jum-Jum. »Wenn nur die Nacht nicht so finster wäre und wir nicht so klein und einsam.«

Wir kletterten und kletterten. Es ging langsam, und es

war schwer. Wir klammerten uns mit Händen und Füßen fest und suchten nach Spalten und Vorsprüngen, wir klammerten uns an und kletterten. Manchmal wollte ich verzagen und dachte: Nun geht es nicht mehr, jetzt falle ich hinunter, und dann ist alles vorbei. Aber in letzter Sekunde fand ich doch immer etwas, um mich daran festzuklammern. Es war, als schiebe der Felsen selbst einen kleinen Vorsprung unter meinen Fuß, wenn ich zu fallen drohte. Vielleicht haßte sogar der kalte Felsen den Ritter Kato und wollte gern dem helfen, der kam, um gegen ihn zu kämpfen. Himmelhoch über dem Wasser ragte Ritter Katos Burg empor. Himmelhoch mußten wir klettern, um ganz oben auf dem Felsen die Burgmauer zu erreichen. »Bald sind wir oben«, flüsterte ich Jum-Jum zu. »Bald klettern wir über die Mauer, und dann ...« Da hörte ich Stimmen. Es waren Späher, die miteinander sprachen. Zwei schwarze Späher, die nachts auf der Burgmauer Wache hielten.

»Sucht, sucht überall!« sagte der eine. »Befehl von Ritter Kato, der Feind muß gefangen werden. Befehl von Ritter Kato. Sucht in den Höhlen des Berges, sucht zwischen den Bäumen des Waldes, sucht auf dem Wasser

und in der Luft, sucht in der Nähe und in der Ferne, sucht überall!«

»Sucht in der Nähe, sucht in der Nähe«, sagte der andere. »Wir sind es, die in der Nähe suchen. Vielleicht ist der Feind mitten unter uns. Vielleicht klettert er in dieser Nacht den Felsen herauf. Sucht überall!« Fast hörte mein Herz auf zu schlagen – er zündete eine Fackel an. Wenn er mit dieser Fackel an der Mauer herunterleuchtete, mußte er uns sehen. Und wenn er uns sah, war alles vorbei. Er brauchte nur seinen langen Speiß auszustrecken und uns einen Stoß zu geben. Danach brauchte er dann nie mehr nach dem Feind zu suchen, der auf einem weißen Pferd ritt. Nur ein kleiner Schrei wäre zu hören, wenn wir hinabstürzten in den Toten See und für immer versanken. »Sucht, sucht überall!« sagte der eine Späher. »Leuchtet mit der Fackel über die Burgmauer. Vielleicht kommt gerade jetzt der Feind hier heraufgeklettert. Sucht überall!«

Der andere hob die Hand, die die Fackel hielt, und beugte sich über die Mauer. Das Licht fiel über die Felswand. Wir duckten uns und krochen zusammen, zitternd wie zwei Mäusekinder, wenn die Katze kommt.

Der Fackelschein näherte sich, schlich an der Mauer entlang, näher und näher.

»Jetzt«, flüsterte Jum-Jum, »jetzt ... O Mio, jetzt ist alles vorbei.«

Da flog von dem See draußen ein Schwarm Vögel auf. Brausend kamen alle die verzauberten Vögel herbeigeflogen. Einer von ihnen stürzte sich gegen die Fackel. Sie fiel dem Späher aus der Hand. Wir sahen sie als einen Flammenstreif durch die Luft in die Tiefe sausen, und wir hörten ein Zischen, als sie im See erlosch und versank. Aber noch ein anderer Streifen aus Feuer taumelte auf das Wasser zu. Der Vogel, der uns gerettet hatte, stand in Flammen. Mit brennenden Flügeln versank er in den Wogen des Toten Sees. Wir wurden sehr traurig. »Danke, du armer kleiner Vogel«, flüsterte ich, wenn ich auch wußte, daß der Vogel es nicht hören konnte und niemals mehr etwas hören würde.

Ich wollte um den Vogel weinen, aber ich mußte an die Späher denken. Noch waren wir nicht über die Mauer hinweg, noch drohten uns viele Gefahren. Die Späher standen genau über uns auf der Mauer. Ich konnte ihre schwarzen, gräßlichen Köpfe sehen und ihre gräßlichen

Stimmen hören, als sie miteinander tuschelten und wisperten.

»Sucht, sucht überall«, sagten sie. »Vielleicht ist der Feind weiter weg, vielleicht klettert er woanders den Felsen herauf. Sucht überall!«

Sie gingen einige Schritte zur Seite und spähten in eine andere Richtung.

»Jetzt«, raunte ich Jum-Jum zu, »jetzt!« Und wir kletterten über die Mauer. Schnell, schnell kletterten wir über die Mauer, schnell, schnell rannten wir in der Finsternis auf Ritter Katos Burg zu. Wir preßten uns gegen die schwarze Wand und standen unbeweglich und fürchteten, die Späher könnten uns entdecken. »Wie kommt man in Ritter Katos Burg hinein?« flüsterte Jum-Jum. »Wie kommt man in die schwärzeste Burg der Welt hinein?«

Kaum hatte er das gesagt, da öffnete sich eine Tür in der Wand. Völlig lautlos öffnete sich eine schwarze Tür neben uns. Nicht das leiseste Geräusch war zu hören. Wenn diese Tür wenigstens geknarrt hätte, als sie sich öffnete, wenn sie in ihren Angeln gequietscht hätte, nur ein ganz klein wenig gequietscht hätte, es wäre nicht so

unheimlich gewesen. Wir faßten uns an den Händen, Jum-Jum und ich, und gingen in Ritter Katos Burg hinein. Wir fühlten uns klein und verloren wie nie zuvor. Denn so finster war nie eine Finsternis, so eisig war nie eine Kälte, so boshaft war nie eine Stille wie hier in Ritter Katos Burg. Von der Tür führte eine schmale, finstere Wendeltreppe nach oben. Eine höhere und dunklere Treppe hatte ich noch nie gesehen. »Wenn nur die Finsternis nicht so unheimlich wäre«, flüsterte Jum-Jum. »Wenn nur Ritter Kato nicht so grausam wäre und wir nicht so klein und einsam!« Ich hielt mein Schwert umklammert, während wir die Treppe hinaufschlichen. Ich ging voran, und Jum-Jum folgte.

Im Traum bin ich manchmal durch dunkle Häuser gegangen, die ich nicht kannte. Unbekannte, entsetzliche Häuser mit schwarzen Zimmern, die mich umschlossen, bis ich nicht mehr atmen konnte, mit Fußböden, die sich gerade dort, wo ich gehen wollte, zu jähem Tiefen öffneten, mit Treppen, die zusammenstürzten und mich mitrissen. Aber kein Haus im Traum war so entsetzlich, so furchtbar wie Ritter Katos Burg. Wir stiegen und stiegen diese Wendeltreppe hinauf und wußten nicht, was

am Ende der Treppe war. »Mio, ich habe Angst«, flüsterte Jum-Jum hinter mir. Ich wandte mich nach ihm um und wollte seine Hand nehmen. Aber gerade da verschwand Jum-Jum. Die Wand verschluckte ihn, und ich konnte nicht begreifen, wie es geschah. Ich blieb allein auf der Treppe stehen, tausendmal einsamer als damals, da wir uns im Berg des Schwertschmiedes verloren hatten, tausendmal einsamer als je zuvor. Ich war verzweifelt. Zu schreien wagte ich nicht, aber ich tastete mit meinen zitternden Händen über die Wand, in der Jum-Jum verschwunden war, und weinte und flüsterte:

»Jum-Jum, wo bist du? Jum-Jum, komm zurück!« Jedoch die Wand blieb kalt und hart unter meinen Händen. Nirgends war ein Spalt, der Jum-Jum herauslassen konnte. Alles war still wie zuvor. Kein Jum-Jum antwortete, wie sehr ich auch weinte und flüsterte. Einsamer war wohl keiner auf der Welt als ich, während ich weiter die Treppe emporstieg. Meine Schritte waren schwer. Kaum konnte ich noch die Füße heben. Die Stufen waren so hoch, und ihrer waren so viele. So viele – und eine von ihnen war die letzte. Aber ich wußte

nicht, daß es die letzte war. Ich wußte nicht, daß die Treppe ein Ende nahm. Das weiß man nicht, wenn man im Finstern Treppen steigt.

Ich tat einen Schritt und trat ins Leere. Ich schrie auf und fiel. Doch im Sturz glückte es mir noch, mich an der obersten Treppenstufe festzuklammern. Dort hing ich und zappelte und suchte mit den Füßen nach einem Halt. Aber da war nichts. Ich schwebte über einer schwarzen bodenlosen Tiefe. Ich hatte Angst, und es gab keine Hilfe.

Gleich stürze ich ab, dachte ich, und dann ist alles vorbei ... Oh, hilf mir doch einer, hilf mir!

Plötzlich ging jemand auf der Treppe. War es Jum-Jum? Kam er zurück? »Jum-Jum, guter Jum-Jum, hilf mir«, flüsterte ich. Ich sah ihn nicht, es war ja finster. Ich sah sein freundliches Gesicht nicht und nicht seine Augen, die denen von Benka glichen. Aber er flüsterte mir etwas zu. »Ja, ja, nimm meine Hand, dann werde ich dir helfen«, flüsterte der, den ich für Jum-Jum hielt. »Nimm meine Hand, dann werde ich dir helfen.« Und ich nahm seine Hand. Aber es war keine Hand. Es war eine Klaue aus Eisen.

Ein gefährlicheres Schwert sah ich nie in meiner Burg

Einmal werde ich es sicher vergessen können. Einmal werde ich mich sicher nicht mehr an Ritter Kato erinnern. Ich werde sein abscheuliches Gesicht vergessen und seine abscheulichen Augen und seine abscheuliche Klaue aus Eisen. Ich wünsche mir den Tag herbei, an dem ich ihn vergessen haben werde. Dann werde ich auch seine abscheuliche Kammer vergessen. Ritter Kato hatte eine Kammer in seiner Burg, in der die Luft dick war von Bosheit. Es war die Kammer, in der Ritter Kato Nacht und Tag saß und Böses ausdachte. Nacht und Tag, Nacht und Tag saß er dort und dachte Böses aus, und die Luft war so voll des Bösen, daß man in seiner Kammer nicht atmen konnte. In Schwaden kroch das Böse von dort hinaus und tötete alles Schöne, was draußen lebte, und vernichtete alle grünen Blätter und alle Blumen und all das zarte Gras und legte sich wie ein Schleier vor die Sonne, so daß dort niemals richtig Tag war, sondern nur Nacht und etwas, das fast wie die Nacht war.

Es war nicht verwunderlich, daß das Fenster seiner

Kammer wie ein böses Auge über das Wasser des Toten Sees glühte. Die Bosheit Ritter Katos glühte durch das Fenster, wenn er in seiner Kammer saß und Böses ausdachte. Nacht und Tag, Nacht und Tag saß er dort und dachte Böses aus.

In diese Kammer wurde ich gebracht. Ritter Kato fing mich, als ich meine beiden Hände brauchte, um mich festzuhalten, und deshalb mein Schwert nicht ziehen konnte. Dann warfen sich seine schwarzen Späher über mich und brachten mich in seine Kammer. Dort stand schon Jum-Jum. Er war sehr blaß und sah sehr traurig aus und flüsterte, als er mich sah: »O Mio, nun ist alles vorbei.« Ritter Kato kam herein, und wir sahen ihn in seiner ganzen Abscheulichkeit. Wir standen vor seinem abscheulichen Gesicht. Stumm sah er uns an. Seine Bosheit floß über uns hin wie eine kalte Flut. Seine Bosheit kroch über uns hin wie loderndes Feuer. Sie kroch über unsere Gesichter und unsere Hände und brannte in unseren Augen. Ich fühlte, daß Wellen seiner Bosheit mich durchrannen, und wurde unendlich müde und hätte mein Schwert nicht hochheben können, selbst wenn ich es versucht hätte. Die Späher reichten Ritter

Kato mein Schwert, und als er es ansah, zuckte er zusammen. »Ein gefährlicheres Schwert sah ich nie in meiner Burg«, sagte er zu den Spähern, die ihn als Wachen umstanden. Er trat ans Fenster. Dort stand er und wog das Schwert in seiner Hand. »Was tue ich mit diesem Schwert?« fragte Ritter Kato. »Die Guten und die Unschuldigen tötet man nicht mit einem solchen Schwert. Was tue ich also damit?«

Er sah mich mit seinen abscheulichen Schlangenaugen an, und er sah, wie sehr ich nach meinem Schwert verlangte. »Ich versenke das Schwert im Toten See«, sagte Ritter Kato. »Ich versenke es in die tiefste Tiefe im Toten See, denn noch nie sah ich ein gefährlicheres Schwert in meiner Burg.«

Er hob das Schwert und schleuderte es durch das Fenster.

Ich sah, wie es, durch die Luft fallend, sich überschlug, und war ganz verzweifelt. Tausend und abertausend Jahre hatte der Schwertschmied an einem Schwert geschmiedet, das durch Stein schneiden konnte. Tausend und abertausend Jahre hatte man gewartet und gehofft, daß ich Ritter Kato besiegen würde. Und nun warf er

mein Schwert in den Toten See. Niemals mehr würde ich es wiedersehen, und alles war vorbei. Ritter Kato kam und stellte sich vor uns, und als er uns so nahe war, erstickte mich seine Bosheit fast. »Was soll ich nun mit diesen meinen Feinden machen?« sagte Ritter Kato. »Was soll ich mit meinen Feinden tun, die von weit her gekommen sind, um mich zu töten? Es lohnt, darüber nachzudenken. Ich könnte ihnen Vogelkleider geben und sie über den Toten See fliegen und schreien lassen, tausend und abertausend Jahre.« Während er nachdachte, durchbohrte uns der Blick aus seinen abscheulichen Schlangenaugen. »Ich könnte ihnen Vogelkleider geben«, sagte er. »Oder ich könnte auch ihre Herzen herausreißen und ihnen Herzen aus Stein geben. Wenn ich ihnen Herzen aus Stein gäbe, könnte ich sie zu meinen kleinen Kammerdienern machen.«

Ich wollte ihm zurufen: Oh, laß mich lieber ein Vogel werden!

Nichts konnte schlimmer sein, als ein Herz aus Stein zu haben. Aber ich rief nicht. Ich wußte, wenn ich ihn bat, daß ich ein Vogel werden dürfe, so würde er mir sofort ein Herz aus Stein in die Brust setzen. Ritter Kato

musterte uns von oben bis unten mit seinen abscheulichen Schlangenaugen.

»Ich könnte sie aber auch in den Turm werfen und sie verhungern lassen«, sagte er. »Ich habe schon viele Vögel, ich habe schon viele Kammerdiener. Ich glaube, ich werfe meine Feinde in den Turm und lasse sie verhungern.«

Er trat einige Schritte vor und zurück und dachte nach, und jeder Gedanke, der ihm kam, füllte die Luft dicker mit Bosheit.

»In meiner Burg verhungert man in einer einzigen Nacht«, sagte er. »Die Nacht ist so lang und der Hunger so groß, daß man in einer einzigen Nacht stirbt.« Er blieb vor mir stehen und legte seine Klaue aus Eisen auf meine Schulter.

»Ich kenne dich gut, Prinz Mio«, sagte er. »Ich wußte, daß du gekommen warst, schon als ich dein weißes Pferd sah. Ich saß hier und wartete auf dich. Und du kamst. Du dachtest, es sei die Nacht des Kampfes.« Er beugte sich zu mir nieder und zischte voller Bosheit in mein Ohr:

»Du dachtest, es sei die Nacht des Kampfes! Falsch gedacht, Prinz Mio! Es ist die Nacht des Hungers. Und

wenn die Nacht vorbei ist, liegen in meinem Turm nur einige kleine weiße Knochen. Das ist alles, was übrigbleibt von Prinz Mio und seinem Waffenträger.« Er klopfte mit seiner Eisenklaue auf den großen Steintisch, der in der Mitte des Raumes stand, und eine ganze Anzahl neuer Späher kam herein. »Werft sie in den Turm«, sagte er und zeigte mit der Eisenklaue auf uns. »Werft sie in den Turm mit den sieben Schlössern. Stellt sieben Späher als Wachen vor die Tür. Stellt siebenundsiebzig Späher als Wachen in alle Säle, auf die Treppen und in die Gänge zwischen dem Turm und meiner Kammer.« Er setzte sich am Tisch nieder.

»Ich will hier in Ruhe sitzen und Böses ausdenken und will nicht mehr von Prinz Mio gestört werden. Wenn die Nacht zu Ende ist, werde ich einen Blick auf die kleinen weißen Knochen in meinem Turm werfen. Leb wohl, Prinz Mio. Schlaf gut in meinem Hungerturm!« Und die Späher griffen Jum-Jum und mich und schleppten uns durch die Burg zu dem Turm, in dem wir sterben sollten. Und überall in den Sälen, auf den Treppen und in den Gängen waren sie bereits aufgestellt, die Späher, die den Weg zwischen dem Turm und Ritter Katos Kammer

bewachen sollten. Hatte er so große Angst vor mir, der Ritter Kato, daß so viele Wächter nötig waren? Hatte er solche Angst vor einem, der ohne Schwert war und hinter sieben Schlössern saß mit sieben Wächtern davor?

Die Späher hatten uns fest am Arm gepackt, während wir unserem Gefängnis entgegengingen. Wir gingen und gingen durch die große schwarze Burg. An einer Stelle kamen wir an einem Gitterfenster vorbei, und von diesem Fenster aus konnte man über den Burghof sehen. Mitten im Burghof stand ein Pferd an einen Pfahl gekettet. Es war ein schwarzes Pferd, und neben ihm stand ein kleines schwarzes Fohlen. Mein Herz krampfte sich zusammen, als ich das Pferd sah. Ich mußte an Miramis denken, den ich nie wiedersehen würde. Was hatten sie wohl mit ihm gemacht? Ob er vielleicht tot war? Aber die Späher rissen mich hart am Arm und zerrten mich weiter, und ich konnte nicht länger an Miramis denken.

Wir waren bei dem Turm angekommen, in dem wir unsere letzte Nacht verbringen sollten. Die schwere Eisentür wurde geöffnet, und man schob uns hinein. Dann fiel die Tür mit einem Krach zu, und wir hörten, wie die Späher alle sieben Schlösser zuschlossen. Wir

waren allein in unserem Gefängnis, Jum-Jum und ich. Ein schwacher Lichtschein kam von draußen. Unser Gefängnis war ein rundes Turmgelaß mit dicker Steinwand. In der Wand war eine Fensterscharte mit grobem Eisengitter, und durch die Scharte hörten wir die traurigen Schreie der verzauberten Vögel über dem Toten See.

Wir hockten uns auf den Boden. Wir fühlten uns winzig und verlassen, und wir wußten, das wir sterben mußten, bevor die Nacht zu Ende war.

»Wenn nur der Tod nicht so schwer wäre«, sagte Jum-Jum. »Wenn nur der Tod nicht so schwer wäre und wir nicht so klein und einsam.«

Wir hielten uns an den Händen. Fest, ganz fest hielten wir uns an den Händen, wie wir dort auf dem kalten Steinboden saßen, Jum-Jum und ich. Nun war der Hunger über uns, und es war ein Hunger, der keinem anderen glich. Er quälte uns und riß und zerrte in uns und nahm alle Kraft aus unserem Blut. Wir fühlten uns, als müßten wir uns hinlegen und schlafen, um nie mehr zu erwachen. Trotzdem wollten wir nicht schlafen, noch nicht. Wir wollten noch so lange wach bleiben, wie wir

konnten.

Und wir fingen an, über das Land der Ferne zu reden, während wir auf das Sterben warteten. Ich dachte an meinen Vater, den König, und Tränen traten in meine Augen. Der Hunger hatte mich schon ganz schwach gemacht, und die Tränen flossen langsam über meine Wangen. Jum-Jum weinte auch. »Wenn nur das Land der Ferne nicht so weit weg wäre«, flüsterte er. »Wenn nur die Insel der grünen Wiesen nicht so weit weg wäre und wir nicht so klein und einsam.«

»Weißt du noch, wie wir über die Hügel auf der Insel der grünen Wiesen wanderten und auf unseren Flöten spielten?« sagte ich. »Weißt du noch, Jum-Jum?« »Ja, aber das ist lange her«, sagte Jum-Jum. »Wir können hier auch auf unseren Flöten spielen«, sagte ich. »Wir können die alte Melodie spielen, bis uns der Hunger überwältigt und wir einschlafen.« »Ja, laß uns noch einmal spielen«, flüsterte Jum-Jum. Und wir nahmen unsere Flöten. Unsere müden Hände konnten sie beinahe nicht halten. Wir spielten die alte Melodie. Jum-Jum weinte, als er sie spielte. Die Tränen rannen über seine Wangen. Vielleicht weinte ich auch sehr, ich auch, ich weiß es nicht. Die alte

Melodie klang schön, aber sie ertönte so schwach, als wisse sie, daß auch sie bald sterben sollte. Aber obwohl wir leise spielten, die verzauberten Vögel hörten uns doch. Sie hörten die schwachen kleinen Töne, und alle kamen sie vor die Fensterscharte geflogen. Durch das Gitter sah ich ihre hellen, traurigen kleinen Vogelaugen. Die Vögel verschwanden wieder. Wir konnten nicht mehr weiterspielen.

»Nun haben wir zum letztenmal gespielt«, sagte ich und steckte meine Flöte in die Tasche zurück. Da war noch etwas in der Tasche. Ich steckte die Hand tiefer hinein, um nachzufühlen, was es war. Es war der kleine Löffel, der einmal Jiris Schwester gehört hatte. Ich wünschte, die verzauberten Vögel würden noch einmal zurückkommen. Dann hätte ich ihnen den Löffel zeigen können. Vielleicht hätte Jiris Schwester ihren Löffel wiedererkannt. Allein die verzauberten Vögel waren nicht mehr vor unserer Fensterscharte. Ich ließ den Löffel zu Boden fallen, denn meine Hand war so müde.

»Siehst du, Jum-Jum«, sagte ich, »hier haben wir einen Löffel.«

»Ja, einen Löffel haben wir«, sagte Jum-Jum. »Aber

was sollen wir mit einem Löffel, wenn wir nichts zu essen haben.«

Und Jum-Jum legte sich lang auf den Boden und schloß die Augen und vermochte nichts mehr zu sagen. Ich war müde, müde, ich auch. Der Hunger wühlte in mir. Ich mußte etwas essen. Irgend etwas, ganz gleich, was, wenn man es nur essen konnte. Am meisten sehnte ich mich nach dem Brot, das Hunger stillt, aber ich wußte, ich würde es nicht mehr essen. Durstig war ich auch und sehnte mich nach Wasser aus der Quelle, die Durst löscht, aber ich wußte, ich würde es nie mehr trinken. Niemals mehr trinken und niemals mehr essen. Ich dachte sogar an die Grütze, die mir Tante Edla morgens immer gegeben und die ich nie gemocht hatte. Sogar die Grütze hätte ich jetzt essen können, und sie hätte mir gut geschmeckt! Oh, wenn ich doch etwas essen könnte ... irgend etwas!

Mit meiner letzten Kraft nahm ich den Löffel von Jiris Schwester und steckte ihn in den Mund, als hätte ich etwas zu essen.

Da spürte ich in meinem Mund etwas Seltsames. Es war etwas auf dem Löffel, was man wirklich essen konnte. Es

schmeckte nach Brot, das Hunger stillt, und nach Wasser aus der Quelle, die Durst löscht. Wasser und Brot waren in dem Löffel, und ich hatte noch nie etwas Köstlicheres geschmeckt. Es erfüllte mich mit Leben, und all mein Hunger verschwand. Und so seltsam war der Löffel, daß er nicht leer wurde. Immer wieder füllte er sich von neuem, und ich aß, bis ich nicht mehr essen konnte. Jum-Jum lag mit geschlossenen Augen am Boden. Ich steckte ihm den Löffel in den Mund, und er aß im Schlaf. Er lag mit geschlossenen Augen da und aß, und nachdem er gegessen hatte, sagte er: »O Mio, ich hatte einen wunderbaren Traum. Einen Traum, der das Sterben leichter macht. Ich träumte vom Brot, das Hunger stillt.« »Es war kein Traum«, sagte ich.

Und Jum-Jum öffnete die Augen und richtete sich auf und fühlte, daß er lebte und nicht mehr hungrig war. Und wir waren beide sehr erstaunt und beinah glücklich in all unserem Elend.

»Aber was wird Ritter Kato mit uns machen, wenn wir nicht vor Hunger sterben?« fragte Jum-Jum. »Wenn er uns nur kein Herz aus Stein gibt!« sagte ich. »Ich habe so große Angst davor, ein steinernes Herz zu bekommen,

denn ich glaube, es scheuert in der Brust und tut weh.«

»Noch ist die Nacht nicht zu Ende«, sagte Jum-Jum.
»Noch kommt Ritter Kato nicht. Laß uns sitzen und vom Land der Ferne reden, während die Stunden vergehen. Laß uns dicht beieinander sitzen, damit wir nicht allzusehr frieren.«

Es war kalt im Turm. Mein Mantel war mir von den Schultern geglitten. Er lag auf dem Boden, ich hob ihn auf und warf ihn mir über. Meinen Mantel, den die Weberin mit ihrem Märchengewebe gefüttert hatte. Da hörte ich Jum-Jum schreien. »Mio, Mio, wo bist du?« schrie er. »Ich bin doch hier«, sagte ich. »Hier an der Tür.« Jum-Jum blickte nach allen Seiten und sah ängstlich, sehr ängstlich aus.

»Ich sehe dich nicht«, sagte Jum-Jum. »Ich kann doch nicht blind geworden sein, denn ich sehe die Tür und die schweren Schlösser und alles andere in unserem Gefängnis.«

Jetzt erst bemerkte ich, daß ich meinen Mantel mit dem Futter nach außen übergeworfen hatte. Das schimmernde Futter aus Märchengewebe, das mir die Weberin eingenäht hatte, war auf der Außenseite. Ich nahm den

Mantel ab, um ihn zu wenden, und Jum-Jum schrie wieder auf.

»So darfst du mich nicht mehr erschrecken«, sagte er.
»Wo hattest du dich versteckt?«

»In meinem Mantel«, sagte ich. »Sicher hat ihn die Weberin in einen Mantel verwandelt, der unsichtbar macht.«

Wir probierten es mehrere Male, und es stimmte wirklich, daß mein Mantel ein Tarnmantel war, sobald ich das Futter mit dem Märchengewebe nach außen drehte.

»Laß uns so laut schreien, wir wir können«, sagte Jum-Jum. »Vielleicht kommen die Späher herein und sehen nach, warum wir schreien. Dann kannst du dich an ihnen vorbeischleichen. Du kannst in deinem Tarnmantel hinausschleichen und aus Ritter Katos Burg nach Hause in das Land der Ferne entkommen.« »Und du, Jum-Jum?« sagte ich.

»Ich muß zurückbleiben«, sagte Jum-Jum, und seine Stimme zitterte ein wenig. »Du hast ja nur einen Mantel, der unsichtbar macht.«

»Ich habe nur einen Tarnmantel«, sagte ich. »Und ich

habe nur einen Freund. Und wir werden zusammen sterben, wenn es nicht für uns beide eine Rettung gibt.«

Jum-Jum legte seinen Arm um mich und sagte: »Ich möchte so gern, daß du fliehst und dich nach Hause in das Land der Ferne rettest. Und doch kann ich es nicht lassen, glücklich zu sein, weil du bei mir bleiben willst. Ich versuche, nicht glücklich darüber zu sein, aber ich kann es nicht lassen.«

Gerade hatte er das gesagt, da kamen die verzauberten Vögel wieder. Mit schnellen Flügelschlägen brausten sie gegen unser vergittertes Fenster. Zwischen sich hielten sie etwas mit den Schnäbeln. Alle Vögel halfen es tragen. Es war etwas Schweres. Es war ein Schwert. Es war mein Schwert, das durch Stein schneiden konnte. »O Mio«, sagte Jum-Jum. »Die verzauberten Vögel haben dein Schwert vom Grunde des Toten Sees heraufgeholt.«

Ich sprang zum Fenster und reckte meine eifrigen Hände durch das Gitter hinaus und nahm das Schwert. Es flammte wie Feuer und tropfte von Wasser, aber selbst die Wassertropfen leuchteten wie Feuer. »Danke, ihr guten Vögel«, sagte ich. Aber die Vögel sahen mich nur mit ihren hellen, traurigen kleinen Vogelaugen an und

flogen mit traurigen, klagenden Schreien über den Toten See hinaus. »Wie bin ich froh, daß wir auf unseren Flöten gespielt haben«, sagte Jum-Jum. »Sonst hätten die Vögel nie den Weg zu unserem Turm gefunden.« Ich hörte ihm kaum zu. Ich stand da mit dem Schwert in meiner Hand. Mein Schwert, meine Feuerflamme! Ich fühlte mich so stark wie nie zuvor in meinem Leben. Es rauschte und dröhnte in meinem Kopf. Und mein Vater, der König, fiel mir ein, und ich wußte, daß er an mich dachte.

»Jetzt, Jum-Jum«, sagte ich, »jetzt kommt Ritter Katos letzter Kampf.«

Jum-Jum wurde blaß, und seine Augen glänzten sonderbar.

»Wie öffnest du die sieben Schlösser?« fragte er. »Wie kommst du an den siebenundsiebzig Spähern vorbei?«

»Die sieben Schlösser öffne ich mit meinem Schwert«, sagte ich. »Und mein Mantel verbirgt mich vor den siebenundsiebzig Spähern.«

Ich legte den Mantel über meine Schultern. Das Märchengewebe schimmerte in der Dunkelheit. Es schimmerte, als wollte es Ritter Katos ganze Burg erhellen. Jum-Jum aber sagte:

»Ich sehe dich nicht, Mio. Und doch weiß ich, daß du da bist. Ich werde auf dich warten, bis du zurückkommst.«

»Und wenn ich niemals zurückkomme ...« sagte ich und schwieg gleich wieder. Denn ich konnte ja nicht wissen, wer von uns siegen würde: Ritter Kato oder ich.

Es wurde still in unserem Gefängnis. Eine lange Zeit war es völlig still. Endlich sagte Jum-Jum: »Wenn du nicht mehr zurückkommst, Mio, dann wollen wir aneinander denken. Wir wollen aneinander denken, solange wir können.«

»Ja, Jum-Jum«, sagte ich. »Ich will in meiner letzten Stunde an dich und an meinen Vater, den König, denken.«

Ich hob mein Schwert, und es schnitt durch die Eisentür, als sei sie aus Teig. Für ein Schwert, das durch Stein schneiden konnte, war eine Eisentür nichts anderes als Teig. Und genauso lautlos, als hätte ich durch Teig geschnitten, glitt das Schwert durch das harte Eisen. Und ebenso leicht schnitt ich mit einigen raschen Schnitten die gewaltigen Schlösser heraus.

Ich öffnete die Tür. Es knirschte ein wenig. Die sieben Späher standen auf Wache vor der Tür. Alle wandten

sich zur Tür um, als sie das Knirschen hörten. Und ich stand da in meinem schimmernden Märchengewebe und glaubte, es leuchte so stark, daß sie mich sehen mußten.

»Ich hörte ein Knirschen in der Nacht«, sagte einer der Späher.

»Ja, etwas knirschte in der Nacht.« Sie spähten nach allen Richtungen, aber mich sahen sie nicht.

»Sicher war es ein böser Gedanke von Ritter Kato, der vorbeiknirschte«, sagte ein anderer Späher. Aber ich war schon weit fort.

Ich hielt mein Schwert, und ich hielt meinen Mantel. Ich lief, so schnell ich konnte, auf Ritter Katos Kammer zu. Überall, in den Sälen, auf den Treppen und in den Gängen, standen die Späher und hielten Wache. Die große, finstere Burg war voller schwarzer Späher. Aber mich sahen sie nicht. Mich hörten sie nicht. Und ich lief weiter, auf Ritter Katos Kammer zu. Ich fühlte mich nicht länger ängstlich. Noch nie war ich weniger ängstlich gewesen. Nun war ich nicht mehr der Mio, der im Rosengarten Hütten baute und auf der Insel der grünen Wiesen spielte. Ich war ein Ritter auf dem Weg zum Kampf. Und ich lief weiter, auf Ritter Katos

Kammer zu.

Ich lief schnell. Mein Märchenmantel flatterte hinter mir und leuchtete in der finsternen Burg. Und ich lief weiter, auf Ritter Katos Kammer zu. Das Schwert brannte wie Feuer in meiner Hand, es leuchtete und flammte. Fest umspannte ich den Knauf. Und ich lief weiter, auf Ritter Katos Kammer zu. Ich dachte an meinen Vater, den König. Ich wußte, daß er an mich dachte. Jetzt, jetzt sollte der Kampf beginnen. Er schreckte mich nicht. Ich war ein Ritter ohne Furcht, ein Ritter mit einem Schwert in der Hand, Und ich lief weiter, auf Ritter Katos Kammer zu. Es brauste und dröhnte in meinem Kopf, als tose ein Wasserfall. Ich stand vor der Tür zu Ritter Katos Kammer. Ich öffnete die Tür. Ritter Kato saß an seinem Steintisch. Er hatte mir den Rücken zugekehrt. Um ihn glühte seine Bosheit.

»Dreh dich um, Ritter Kato«, rief ich. »Nun kommt dein letzter Kampf.«

Er wandte sich um. Ich riß meinen Mantel von den Schultern, und da stand ich vor ihm mit dem Schwert in meiner Hand. Sein abscheuliches Gesicht schrumpfte zusammen und wurde grau, und in seinen abscheulichen

Augen waren Haß und Angst. Hastig ergriff er sein Schwert, das neben ihm auf dem Tisch lag. Und dann begann Ritter Katos letzter Kampf. Wohl hatte er ein furchtbares Schwert, aber es war nicht so furchtbar wie meins. Mein Schwert blitzte, es leuchtete und flammte, es fuhr wie Feuer durch die Luft und traf Ritter Katos Schwert ohne Barmherzigkeit. Eine Stunde dauerte der Kampf, auf den man seit tausend und abertausend Jahren gewartet hatte. Der stumme, grausame Kampf, in dem mein Schwert wie eine Feuerflamme durch die Luft fuhr und Ritter Katos Schwert traf und es ihm endlich aus der Hand schlug. Ritter Kato stand vor mir. Ohne Waffe! Und er wußte, daß der Kampf zu Ende war. Da riß er sein schwarzes Wams über der Brust auf. »Sieh zu, daß du das Herz triffst!« schrie er. »Sieh zu, daß du mein Herz aus Stein durchbohrst! Es hat lange genug in meiner Brust gescheuert und weh getan.« Ich sah in seine Augen. Und in seinen Augen sah ich, daß Ritter Kato sich danach sehnte, sein Herz aus Stein loszuwerden. Vielleicht hätte niemand Ritter Kato mehr als er sich selbst. Ich wartete nicht länger. Ich hob mein flammendes Schwert, ich hob es ganz hoch und stieß es tief in Ritter Katos Herz aus

Stein. Im selben Augenblick war Ritter Kato verschwunden. Er war fort. Auf dem Boden aber lag ein Haufen Steine. Nur ein Haufen Steine lag dort. Und eine Klaue aus Eisen.

Auf dem Fensterbrett in Ritter Katos Kammer saß ein kleiner grauer Vogel und pickte an die Fensterscheiben.

Sicher wollte er hinaus. Ich hatte den Vogel vorher nicht gesehen. Ich wußte nicht, wo er sich versteckt gehalten hatte. Ich ging zum Fenster und öffnete es, damit der Vogel fortfliegen konnte. Und er warf sich hinaus in die Luft und begann zu trillern. Sicher hatte er lange in Gefangenschaft gesessen.

Ich blieb am Fenster stehen und sah den Vogel fliegen. Und ich sah: Die Nacht war vorbei, und der Morgen war gekommen.

Mio, mein Mio

Ja, es war Morgen geworden, und es war schönes Wetter. Die Sonne schien. Leichte, weiche Sommerwinde kamen und zausten in meinem Haar, als ich dort am Fenster stand. Ich beugte mich hinaus und sah hinunter über den See. Und es war ein freundlicher, blauer kleiner See, in dem sich die Sonne spiegelte. Die verzauberten Vögel waren verschwunden.

Welch ein schöner Tag war es doch, gerade ein solcher Tag, an dem es sich gut spielen läßt. Ich sah auf das Wasser hinunter, das sich im Morgenwind kräuselte. Ich bekam große Lust, etwas in den See zu werfen. Das will ich immer, wenn ich Wasser sehe. Wie mußte es plumpsen, wenn man etwas von so hoch oben hineinwarf! Ich hatte nichts anderes hineinzuworfen als mein Schwert, und ich ließ es fallen. Es war lustig anzusehen, wie das Schwert durch die Luft fiel und aufschlug. Das Wasser sprang empor, und große Ringe entstanden auf dem Wasserspiegel, große, schöne Ringe, die größer und größer wurden und sich über den ganzen See ausbreiteten. Es sah wunderschön aus. Aber ich hatte

keine Zeit, da zu stehen und abzuwarten, bis die Ringe verschwunden waren. Ich mußte zu Jum-Jum zurück und mußte mich beeilen. Ich wußte, er war unruhig und wartete auf mich.

Denselben Weg, den ich vor einer Stunde gelaufen war, lief ich nun zurück. Die großen Säle und die langen Gänge lagen leer und verlassen da. Nicht ein schwarzer Späher war mehr zu sehen. Sie waren alle fort. Die Sonne schien in die öden Säle. Durch die Gitterfenster schien sie auf die Spinnweben, die unter den Gewölben hingen, und man konnte erkennen, wie alt und häßlich die Burg war.

Überall war es öde und still. Plötzlich bekam ich Angst, auch Jum-Jum könnte fort sein. Und ich lief schneller und schneller. Als ich dem Turm näher kam, hörte ich Jum-Jum auf seiner Flöte spielen. Da wurde ich ruhig und glücklich.

Ich öffnete die Tür zu unserem Gefängnis. Dort saß Jum-Jum auf dem Boden. Seine Augen strahlten, als er mich sah, und er sprang auf und rief:

»Ich mußte die ganze Zeit Flöte spielen. Ich war so unruhig.«

»Nun brauchst du nicht mehr unruhig zu sein«, sagte ich.

Wir waren froh und glücklich, Jum-Jum und ich. Wir sahen uns immer nur an und lachten.

»Jetzt gehen wir fort von hier«, sagte ich. »Wir gehen fort und kommen niemals wieder.«

Wir faßten uns an den Händen und liefen hinaus aus Ritter Katos Burg. Hinaus in den Burghof liefen wir.

Und wer galoppierte mir entgegen? Miramis! Mein Miramis mit der Goldmähne. Und an seiner Seite lief ein kleines weißes Fohlen. Miramis kam auf mich zu, und ich schlang meine Arme um seinen Hals und drückte lange, lange seinen schönen Kopf an meinen und flüsterte ihm ins Ohr: »Miramis, mein, mein Miramis.« Und Miramis sah mich mit seinen treuen Augen an, und ich wußte, daß er sich genauso sehr nach mir gesehnt hatte wie ich mich nach ihm.

Mitten im Burghof stand ein Pfahl, und neben ihm lag eine Kette. Da wußte ich, daß auch Miramis verzaubert gewesen war. Er war das schwarze Pferd gewesen, das in der Nacht im Hof gestanden hatte, an den Pfahl gekettet. Und das kleine Fohlen war jenes, das von Ritter Kato aus

dem Wald der Dunkelheit geraubt worden war. Dieses kleinen Fohlens wegen hatten die hundert weißen Pferde Blut geweint. Nun brauchten sie nicht mehr zu weinen. Jetzt sollten sie bald ihr Fohlen wiederbekommen.

»Aber alle die anderen, die Ritter Kato geraubt hat«, sagte Jum-Jum, »die verzauberten Vögel, wo sind sie geblieben?«

»Laß uns zum See hinunterreiten und nach ihnen suchen«, sagte ich.

Wir kletterten auf Miramis' Rücken, und das kleine Fohlen trabte hinter uns her. Wir ritten aus dem Burgtor hinaus.

Im selben Augenblick hörten wir hinter uns etwas Schreckliches. Wir hörten ein Getöse, ein Getöse, das den ganzen Erdboden erzittern ließ. Ritter Katos Burg war es, die zusammenstürzte und zu einem großen Steinhaufen wurde. Keine Türme waren mehr dort, keine Säle, keine Wendeltreppen, keine Gitterfenster, nichts, nichts mehr. Nur ein großer Haufen Steine. »Ritter Katos Burg ist nicht mehr«, sagte Jum-Jum. »Nein, nun gibt es hier nur noch Steine«, sagte ich. Vom Burgfelsen schlängelte sich ein Pfad zum See hinunter, ein steiler

und schmaler und gefährlicher Pfad. Miramis kletterte sehr vorsichtig und setzte die Hufe sehr genau, und das tat auch das kleine Fohlen. Und ohne Schaden kamen wir hinunter an den Strand.

Auf einem Steinplateau dicht am Fuß des Felsens stand eine Gruppe Kinder. Sicher hatten sie uns erwartet. Mit strahlenden Gesichtern kamen sie uns entgegen. »Oh, dort sind Nonnos Brüder!« sagte Jum-Jum. »Dort ist Jiris kleine Schwester, und da sind alle die anderen. Es gibt keine verzauberten Vögel mehr.« Wir sprangen von Miramis. Alle Kinder umringten uns. Sie sahen etwas schüchtern aus, aber doch auch freundlich und glücklich. Ein Junge, einer von Nonnos Brüdern, nahm meine Hand und sagte leise etwas, als wolle er nicht, daß es jemand höre:

»Ich bin so froh, daß du meinen Mantel hattest. Und ich bin so froh, daß wir nicht mehr verzaubert sind.« Ein Mädchen kam auch zu mir. Es war Jiris Schwester.

Sie sah mich nicht an, sondern blickte auf den See – so schüchtern war sie – und sagte mit leiser Stimme:

»Ich bin so froh, daß du meinen Löffel hattest. Und ich

bin so froh, daß wir nicht mehr verzaubert sind.«

Der andere von Nonnos Brüdern legte seine Hand auf meine Schulter und sagte:

»Ich bin so froh, daß wir dein Schwert aus der Tiefe fischen konnten. Und ich bin so froh, daß wir nicht mehr verzaubert sind.«

»Aber jetzt liegt das Schwert wieder auf dem Grunde des Sees«, sagte ich. »Und das ist nur gut, denn nun brauche ich nie mehr ein Schwert.«

»Nein, und wir können es nie mehr heraufholen«, sagte Nonnos Bruder, »denn wir sind jetzt keine verzauberten Vögel mehr.«

Ich sah mich unter all den Kindern um.

»Wer ist die kleine Tochter der Weberin?« fragte ich die Kinder.

Da wurden alle still. Niemand sagte etwas.

»Wer ist die kleine Tochter der Weberin?« fragte ich noch einmal, denn ich wollte ihr erzählen, daß mein Mantel mit Stoff gefüttert sei, den ihre Mutter gewebt hatte.

»Milimani ist die kleine Tochter der Weberin«, sagte Nonnos Bruder.

»Wo ist sie?« fragte ich.

»Dort liegt Milimani«, sagte Nonnos Bruder.

Die Kinder traten zur Seite. Ganz unten am Rand des Wassers lag auf den Steinen ein kleines Mädchen. Ich lief hin und sank neben ihr in die Knie. Mit geschlossenen Augen und stumm lag sie da. Sie war tot. Ihr Gesicht war weiß und klein. Ihr ganzer kleiner Körper war verbrannt.

»Sie ist gegen die Fackel geflogen«, sagte Nonnos Bruder.

Ich war entsetzt. Ich war unglücklich und traurig. Meinetwegen war Milimani gestorben. Nichts war mehr schön, denn Milimani war meinetwegen gestorben. »Sei nicht traurig«, sagte Nonnos Bruder. »Milimani hat es selbst gewollt. Sie wollte gegen die Fackel fliegen, obwohl sie wußte, daß ihre Flügel Feuer fangen würden.«

»Aber jetzt ist sie tot«, sagte ich. Und ich war sehr unglücklich. Nonnos Bruder nahm Milimanis kleine verbrannte Hände zwischen seine Hände. »Wir müssen dich hierlassen, Milimani«, sagte er. »Aber bevor wir gehen, wollen wir dir unser Lied singen.«

Alle Kinder setzten sich neben Milimani auf die Steine

und sangen ihr ein Lied, das sie selbst erdacht hatten.

»Milimani, unsere kleine Schwester,
kleine Schwester, die in den Wellen versank,
versank mit brennenden Flügeln.

Milimani, o Milimani!

Stumm schläft sie und erwacht nie mehr,
und nie mehr fliegt Milimani

mit klagendem Schrei über finsternes Wasser dahin.«

»Nein, weil es kein finsternes Wasser mehr gibt«, sagte
Jum-Jum. »Nur kleine, freundliche Wellen gibt es, und
sie singen für Milimani, wenn sie am Strand liegt und
schläft.«

»Wenn wir doch nur etwas hätten, um sie einzuhüllen«,
sagte Jiris Schwester. »Etwas Weiches, damit sie auf den
Steinen nicht so hart liegt.«

»Wir hüllen Milimani in meinen Mantel«, sagte ich.
»Wir hüllen sie in den Stoff, den ihre Mutter gewebt
hat.«

Und ich hüllte Milimani in meinen Mantel, der mit
Märchengewebe gefüttert war. Weicher als Apfelblüten
war er, sanfter als der Nachtwind im Gras, wärmer als
des Herzens rotes, rotes Blut, und es war ihre Mutter, die

ihn gewebt hatte. Ganz vorsichtig hüllte ich Milimani in meinen Mantel, damit sie weich auf den Steinen liegen konnte.

Da schlug Milimani die Augen auf und sah mich an. Zuerst lag sie still und sah nur mich an. Dann richtete sie sich auf und erblickte all die Kinder und war erstaunt. Dann sah sie sich weiter um und sah noch erstaunter aus.

»Wie blau der See ist«, sagte sie.

Mehr sagte sie nicht. Sie streifte den Mantel ab und stand auf. Es war kein Mal von Feuer mehr an ihr zu sehen, und alle waren wir glücklich, weil sie wieder lebendig geworden war.

Draußen auf dem Wasser glitt ein Boot heran. Mit gewaltigen Ruderschlägen kam jemand herbei. Als das Boot näher kam, sah ich, es war der Schwertschmied, der ruderte, und er hatte Eno bei sich. Bald stieß ihr Boot gegen die Ufersteine, und sie sprangen an Land.

»Was habe ich gesagt?« rief der Schwertschmied mit rollender Stimme. »Bald kommt Ritter Katos letzter Kampf, habe ich gesagt.«

Eno kam eilig zu mir. »Ich wollte dir nur etwas zeigen, Prinz Mio«, sagte er. Er streckte seine runzlige Hand vor

und zeigte, was er darin hatte. Es war ein kleines grünes Blatt. So ein dünnes, durchsichtiges, zartes Blatt war es, dünn und zart und lichtgrün, mit feinen Adern darin.

»Das ist im Toten Wald gewachsen«, sagte Eno. »Ich fand es vorhin an einem Baum im Toten Wald.« Er nickte zufrieden; sein kleiner grauer, strohiger Kopf bewegte sich auf und nieder.

»Jeden Morgen will ich jetzt in den Toten Wald gehen, um zu sehen, ob noch mehr Blätter gewachsen sind«, sagte er. »Dies Blatt aber, dies hier, darfst du behalten, Prinz Mio.«

Er legte das Blatt in meine Hand. Es war bestimmt das Kostbarste, was er verschenken konnte. Dann nickte er wieder und sagte: »Ich saß da und wünschte, daß es dir gutgehen möge, Prinz Mio. Ich saß da in meiner Hütte und wünschte immer nur, daß es dir gutgehen möge.«

»Was habe ich gesagt?« rief der Schwertschmied. »Bald kommt Ritter Katos letzter Kampf, habe ich gesagt.«

»Wie hast du dein Boot zurückbekommen?« fragte ich den Schwertschmied.

»Die Wellen haben es über den See zurückgebracht«, sagte der Schwertschmied.

Ich sah über den See zum Berg des Schwertschmiedes und zu Enos Häuschen. Mehr Boote kamen jetzt herbei. Viele Boote kamen draußen auf dem Wasser näher, und es saßen Menschen darin, die ich nicht kannte. Blasse, kleine Menschen, die in die Sonne blickten und auf den See und die erstaunt und glücklich aussahen. Sicher hatten sie nie zuvor die Sonne gesehen. Nun aber schien sie hell über den See und über die Felsen rundherum. Und es war alles so schön.

Nur der große Steinhafen oben auf dem Bergfelsen war nicht schön. Aber eines Tages, dachte ich, wächst Moos über den Steinhafen. Einmal wird er gut verborgen sein unter weichem grünem Moos, und niemand wird mehr wissen, daß Ritter Katos Burg darunterliegt. Ich habe einmal rosafarbene Blumen gesehen, die auf Moos blühten. Sie sahen aus wie kleine Glocken, und sie wuchsen in langen Ketten. Einmal werden vielleicht solche kleinen Glocken in dem Moos über Ritter Katos Burg blühen. Das wird schön aussehen, glaube ich.

Der Heimweg war lang, jedoch leicht zu gehen. Die kleinsten Kinder durften auf Miramis reiten, und die aller kleinsten ritten auf dem Fohlen. Das fanden sie

herrlich. Wir anderen gingen zu Fuß, bis wir an den Wald der Dunkelheit kamen.

Inzwischen war es Nacht geworden. Es war ganz still, als wir zwischen die Bäume des Mondscheinwaldes traten. Aber dann wieherte Miramis wild und laut, und weit entfernt im Wald der Dunkelheit antworteten hundert weiße Pferde ebenso wild, ebenso laut. Und sie kamen uns entgegen, und ihre Hufe dröhnten auf dem Boden. Auch das kleine Fohlen begann zu wiehern. Es versuchte, wild und laut wie die großen Pferde zu wiehern, aber es wurde nur ein schwaches, drolliges Wiehern, das kaum zu hören war. Allein die hundert weißen Pferde hörten es doch. Oh, wie waren sie glücklich, dass das Fohlen heimgekommen war! Sie umringten es. Alle versuchten sie, ihm so nahe wie möglich zu sein, um es zu berühren, nur um zu fühlen, daß ihr Fohlen wirklich heimgekommen war.

Nun hatten wir ja hundert Pferde, und nun brauchte niemand mehr zu Fuß zu gehen. Jedes Kind konnte auf einem Pferd reiten. Ich ritt auf Miramis, Jum-Jum saß wie immer hinter mir, denn er wollte auf keinem anderen Pferd reiten. Ein kleines Mädchen, ein ganz kleines,

durfte auf dem Fohlen reiten.

Wir ritten durch den Wald, und sie waren herrlich, die hundert Pferde im Mondschein. Bald sah ich die Apfelblüten am Haus der Weberin zwischen den Bäumen hervorleuchten. Weich wie eine Schneewehe lagen die Apfelblüten um das Haus, das aussah wie ein Haus aus einem Märchen. Wir hörten es im Haus klappern, und Milimani sagte: »Mein Mutter webt.«

Dicht am Zaun sprang sie vom Pferd, winkte uns zu und sagte:

»Ich bin so froh, daß ich heimgekommen bin. Und ich bin so froh, daß ich heimgekommen bin, bevor die Apfelbäume verblüht sind.«

Sie lief den kleinen Pfad zwischen den Apfelbäumen hinauf und verschwand im Haus. Und da hörte der Webstuhl im Hause auf zu klappern. Aber noch hatten wir einen weiten Weg zur Insel der grünen Wiesen. Ich sehnte mich nach ihr und nach meinem Vater, dem König. Und die hundert weißen Pferde mit Miramis an der Spitze erhoben sich über den Wald der Dunkelheit, sie stiegen höher als die höchsten Berge, und hoch oben nahmen sie ihren Weg durch die Luft zur Insel der

grünen Wiesen.

Es war Morgen, als wir zur Brücke des Morgenlichts kamen. Die Brückenwächter hatten die Brücke gerade ausgeschwenkt, und sie strahlte golden und licht, als die hundert weißen Pferde mit gestreckten Hälsen und flatternden Mähnen über sie hinwegsprenkten. Und die Brückenwächter sahen erstaunt aus und starrten uns an. Einer von ihnen aber setzte ein Horn an die Lippen und blies hinein. Der Schall tönte über die Insel der grünen Wiesen. Aus den kleinen Häusern und Hütten kamen alle herbeigelaufen, alle, die um die geraubten Kinder getrauert und geklagt hatten. Und nun sahen sie sie auf den weißen Pferden reiten, und keines der Kinder fehlte – alle waren sie heimgekommen. Die weißen Pferde sprenkten weiter über die Wiesen, und bald waren wir bei meines Vaters, des Königs, Rosengarten. Dort sprangen alle Kinder von den Pferden, und ihre Mütter und Väter liefen herbei, und sie waren vor Freude so ausgelassen wie die hundert weißen Pferde, als sie gesehen hatten, daß das Fohlen heimgekommen war. Nonno war auch da und auch seine Großmutter und Jiri und seine Geschwister und Jum-Jums Mutter und Vater und viele

Menschen, die ich nie gesehen hatte, und sie weinten und lachten durcheinander, und sie drückten und küßten die Kinder, die heimgekommen waren. Mein Vater, der König, war nicht da. Die hundert weißen Pferde brauchten wir nicht mehr. Sie kehrten zurück in den Wald der Dunkelheit. Ich sah sie über die Wiesen galoppieren. Vor ihnen her lief das kleine weiße Fohlen.

Jum-Jum begann, seinem Vater und seiner Mutter zu erzählen, was wir erlebt hatten. Er achtete nicht darauf, wie ich die kleine Pforte zum Rosengarten öffnete. Niemand bemerkte, daß ich in den Rosengarten ging, und das war gut. Denn ich wollte allein dort hineingehen. Ich ging unter den Silberpappeln entlang. Wie immer rauschten sie, wie immer blühten die Rosen – alles war wie immer.

Da sah ich ihn – ich sah meinen Vater, den König. Dort, wo ich ihn verlassen hatte, als ich zum Wald der Dunkelheit und zum Land Außerhalb geritten war, dort stand er. Dort stand er und streckte mir seine Arme entgegen, und ich warf mich an seine Brust. Fest, ganz fest drückte ich ihn an mich, und er drückte mich fest an sich und flüsterte: »Mio, mein Mio!«

Denn er liebt mich, mein Vater, der König, und ich, ich liebe ihn, meinen Vater.

Den ganzen Tag hatte ich es wunderschön. Wir spielten im Rosengarten, Jum-Jum und ich und Nonno und seine Brüder und Jiri und seine Geschwister und alle die anderen Kinder. Sie durften sich die Hütte ansehen, die Jum-Jum und ich gebaut hatten, und sie fanden alle, es sei eine wunderschöne Hütte. Wir ritten auch auf Miramis, und er sprang über die Rosenhecken. Und dann spielten wir mit meinem Mantel. Nonnos Bruder wollte ihn nicht wiederhaben. »Das Futter jedenfalls gehört dir«, sagte er. Und wir spielten Verstecken mit dem Mantel. Ich hängte ihn mir um, mit dem Futter nach außen, und sprang zwischen den Rosenbüschen umher. Ich war unsichtbar und rief:

»Niemand kann mich fangen! Niemand kann mich fangen!«

Und sie konnten es nicht, wie sie es auch versuchten. Als es zu dämmern begann, mußten alle Kinder nach Hause. Ihre Mütter und Väter wollten wohl nicht, daß sie am ersten Abend so lange draußen blieben. Jum-Jum und ich saßen noch eine Weile allein in unserer Hütte. Die

Dämmerung senkte sich über den Rosengarten, und wir spielten auf unseren Flöten. »Wir wollen auf unsere Flöten achtgeben«, sagte Jum-Jum. »Und sollten wir uns einmal verlieren, dann wollen wir die alte Melodie spielen.« In diesem Augenblick kam mein Vater, der König, um mich zu holen. Ich sagte Jum-Jum gute Nacht, und er lief nach Hause. Und ich sagte Miramis gute Nacht, Miramis, der neben der Hütte graste. Dann nahm mein Vater, der König, meine Hand, und wir gingen heimwärts durch den Rosengarten.

»Mio, mein Mio, ich glaube, du bist größer geworden, während du weg warst«, sagte mein Vater, der König. »Ich glaube, wir müssen heute abend ein neues Zeichen an die Küchentür machen.«

Wir gingen unter den Silberpappeln entlang. Die Dämmerung lag wie ein weißer blauer Nebel über dem ganzen Rosengarten. Die weißen Vögel waren in ihre Nester gekrochen. Aber in der Spitze der höchsten Silberpappel saß Trauervogel. Er allein sang. Ich weiß nicht, wovon er jetzt sang, da alle geraubten Kinder nach Hause gekommen waren. Aber ich glaube, Trauervogel hat wohl immer etwas, wovon er singen kann. Überall

auf den Hügeln zündeten die Hirten ihre Feuer an. Eines nach dem anderen flammte auf und leuchtete durch die Abenddämmerung. Und ich hörte, wie die Hirten draußen spielten. Sie spielten die alte Melodie. Wir gingen und hielten uns an den Händen, mein Vater, der König, und ich. Wir schwenkten freudig die Arme hin und her, und mein Vater, der König, sah zu mir herab und lächelte, und ich sah zu ihm auf und fühlte mich glücklich.

»Mio, mein Mio«, sagte mein Vater, der König. Weiter nichts.

»Mio, mein Mio«, sagte mein Vater, der König, als wir durch die Abenddämmerung nach Hause wanderten. Dann kam der Abend und dann die Nacht.

Nun ich bin schon sehr lange hier im Land der Ferne. Selten denke ich an die Zeit, da ich noch in der Upplandsgatan wohnte. Nur an Benka denke ich manchmal, weil er Jum-Jum so ähnlich ist. Ich hoffe, daß Benka sich nicht allzusehr nach mir sehnt, denn niemand weiß besser als ich, wie schwer es ist, Sehnsucht zu haben. Aber Benka hat ja seinen Vater und seine Mutter, und er hat sicher auch einen neuen besten Freund gefunden, denke ich.

Es kommt schon vor, daß ich auch an Tante Edla und Onkel Sixten denke, und ich bin ihnen nicht mehr böse. Ich möchte nur wissen, was sie sagten, als ich verschwunden war. Wenn sie überhaupt gemerkt haben, daß ich verschwunden bin. Sie haben sich so wenig um mich gekümmert – vielleicht ist es ihnen gar nicht aufgefallen, daß ich weg bin. Vielleicht glaubt Tante Edla, daß sie mich im Tegnerpark auf einer Bank finden wird, wenn sie nur hinuntergeht und sucht. Vielleicht glaubt sie, daß ich dort auf der Bank unter der Laterne sitze und einen Apfel esse und mit einer leeren Bierflasche oder irgend etwas anderem spiele. Vielleicht glaubt sie, daß ich dort sitze und zu den Häusern hinaufsehe, wo es aus den Fenstern leuchtet, wo Kinder sitzen und mit ihren Müttern und Vätern essen. Vielleicht glaubt Tante Edla das, und dann ist sie sicher böse, weil ich nicht mit der Tüte Zwieback nach Hause komme. Aber sie irrt sich, die Tante Edla. Oh, wie sie sich irrt. Es sitzt kein Bosse auf irgendeiner Bank im Tegnerpark. Denn er ist im Land der Ferne. Im Land der Ferne ist er, sage ich. Er ist dort, wo die Silberpappeln rauschen, wo die Feuer in der Nacht leuchten und wärmen, wo es Brot

gibt, das Hunger stillt, und wo er seinen Vater, den König, hat, den er sehr liebt und der ihn auch sehr liebt. Ja, so ist es. Bo Vilhelm Olsson ist im Land der Ferne, und er hat es gut dort, so gut, bei seinem Vater, dem König.

Nachwort

Kinder brauchen Bücher, und zwar die allerbesten und vor allem die richtigen Bücher. Wie soll man sie finden? Seit rund 30 Jahren wird der Deutsche Jugendliteraturpreis verliehen, 1956 von der Bundesregierung gestiftet und seitdem der einzige literarische Staatspreis.

Er hat mit dazu beigetragen, daß die Kinderliteratur in der Bundesrepublik so vielfältig, weltoffen und gut geworden ist, wie wir sie heute kennen.

An jede Altersstufe wird gedacht, jedes Kind kann die Bücher finden, die ihm Spaß machen und sein Weltverständnis wecken. Alle Eltern finden Bücher, die ihren Literaturvorstellungen und Erziehungsgrundsätzen entsprechen. Jedes Jahr im Herbst wird der Deutsche Jugendliteraturpreis verliehen, und zwar in den Kategorien Bilderbuch, Kinderbuch, Jugendbuch und Sachbuch. »Geringer AUSLESE« möchte die wichtigsten und interessantesten Titel zusammenfassen und bietet in Zusammenarbeit mit anderen Kinderbuchverlagen auf diese Weise eine Bibliothek aus preisgekrönten und

ausgesuchten Büchern, einen Querschnitt durch die Kinder- und Jugendliteratur.

1956 war das erste Jahr des Deutschen Jugendliteraturpreises. Als Kinderbuch wurde »Der glückliche Löwe« von Roger Duvoisin und Louise Fatio ausgezeichnet, als Jugendbuch »Kein Winter für Wölfe« von Kurt Lütgen. Mit dem Kinderbuch und der Prämie für »Mio, mein Mio« hat die Jury den Geschmack der Kinder sehr gut getroffen: Beide Bücher werden bis heute gelesen und geliebt. Und Astrid Lindgren wurde die ausländische Autorin, die mit den meisten Buchtiteln in den Auswahllisten vertreten ist.

Dr. Sybil Gräfin Schönfeldt